

enthält nur die Stoffe, welche die spätere Entwicklung verarbeitet, zeigt nur die Grundlagen, auf welchen diese beruht.

Auch in der Geschichte der Kunst begrenzt sich diese Periode sehr bestimmt gegen die darauf folgende des Mittelalters; wir sehen in ihr noch ganz römische Erscheinungen, aber mit einzelnen, zum Theil bedeutenden Spuren germanischen Geistes vermischt, während erst später, etwa unter der Regierung Otto's I. in Deutschland, der Beginn einer neuen Formbildung sichtbar ist, die dann in steter Entwicklung das Mittelalter hindurch sich fortsetzt.

Zweites Kapitel.

Erste Leistungen germanischer Architektur.

Gothen und Franken.

Cäsar und Strabo betrachten die Germanen noch als halbnomadische Völker, die keine festen, gegen Frost und Hitze schützenden oder zum Bewahren von Vorräthen geeigneten Gebäude besäßen; sie erklären daraus den Wechsel der Aecker und ihre Wanderlust¹⁾. Auch Tacitus, obgleich er sie als in wohlgeordnetem Gemeinwesen lebend und ackerbauend kennt, schildert ihre Architektur als sehr unvollkommen. Sie haben, sagt er in einer berühmten, oft angeführten Stelle, keine Städte, dulden nicht einmal engverbundene Häuser; jeder läßt sich nieder, wo ihm eine Quelle, ein Feld, ein Hain gefällt. Selbst in den Dörfern, fügt er hinzu, sei jedes Haus von weitem Raume umgeben, zum Schutze gegen Feuersgefahr oder aus Unkenntniß des Bauens. Nicht einmal Bruchsteine oder Ziegel wären bei ihnen im Gebrauche, sie bedienten sich formlosen Materials, ohne auf Schönheit oder Zierde zu sehen²⁾. Worin dieses formlose Material bestanden, ob aus Lehm mit Holz verbunden, wie Vitruv die gewöhnliche Bauweise der Gallier, oder aus Brettern und Weidengeflecht, wie Strabo die Häuser der Belgier beschreibt, oder, wie die gedachten Worte auch übersetzt werden können, aus rohen, unvollkommen bearbeiteten Baumstämmen, ist nicht angedeutet³⁾. Ohne Zweifel gab es in dieser Beziehung

¹⁾ Caesar de bello gall. VI. 22. Strabo lib. VIII. c. 1.

²⁾ Tac. Germ. c. 16. Materia ad omnia utuntur informi et citra speciem et delectationem.

³⁾ Vitruv. lib. 2. c. 1. Strabo IV. 4. Die Häuser der Markomannen in den Reliefs der Antoninssäule scheinen kreisförmige, aus senkrecht eingerammten Baumstämmen gebildete Hütten.

verschiedene locale Gewohnheiten. Dass aber Holz der vorherrschende Bestandtheil war, ergibt sich schon aus der Gewohnheit der römischen Feldherren, bei ihren flüchtigen Streifzügen auf deutschem Gebiete die von den Einwohnern verlassenen Häuser zu verbrennen, und wird auch von den Geschichtschreibern ausdrücklich bemerkt¹⁾. Auch die deutsche Sprache giebt ein Zeugniß sowohl für die Herrschaft des Holzbaues, als für den Mangel architektonischer Vorbildung; das Gothische des Ulfilas und das Angelsächsische haben für die Thätigkeit des Bauens kein anderes Wort als: Zimmern²⁾ und noch heute sind die Bezeichnungen selbst der gewöhnlichsten Theile des Gebäudes (z. B. Pforte, Dach, Mauer, Fenster) lateinischen Ursprungs. Endlich lässt auch die Anhänglichkeit an den Holzbau, die sich bei allen Völkern nördlich der Alpen bis tief in das Mittelalter hinein, ja in einigen Gegenden bis heute erhielt, auf seine frühe Herrschaft schliessen.

Ungewiss ist nur, wie weit dieser Holzbau künstlerisch ausgebildet war. Wenn Tacitus den Häusern der Germanen jede „Schönheit oder Zierde“ abspricht, so wird man das nicht allzu genau nehmen dürfen. Die klassisch gebildeten Römer und Griechen hatten wenig Sinn für fremde Kunst und Tacitus wird davon sicher keine Ausnahme gemacht haben; auch fügt er jener eben angeführten Stelle sofort eine Aeusserung hinzu, die ihr in gewissem Maasse widerspricht. Emige Stellen ihrer Gebäude, sagt er, bestreichen sie sorgsam mit einer Erde, die so rein und leuchtend ist, dass sie Malerei und farbige Zeichnung nachahmt³⁾. Worin diese Zeichnung bestanden, deutet er nicht an, und wir dürfen dabei keine bedeutende Kunstleistung voraussetzen. Aber es beweist doch, was wir ohnehin nach dem Bildungsstande, den er seinen Germanen giebt, vermuthen dürfen, dass sie nicht gleichgültig gegen alle Zierde waren, und lässt daher schliessen, dass sie auch bei der Bearbeitung des Holzes nicht ganz formlos verfahren sein, sondern bereits einen gewissen Schmuck erstrebt haben werden, über dessen Beschaffenheit wir zwar nicht aus der Zeit des Tacitus, aber wohl aus der der Völkerwanderung einige Andeutung besitzen.

¹⁾ Herodian lib. 7. c. 2 sagt bei Gelegenheit des Feldzuges des Maximinus Thrax im J. 238 ganz allgemein, dass das Feuer die Häuser der Deutschen so leicht zerstöre, weil sie meistens aus Holz beständen. Ammian. Marc. XVII. 1 und XVIII. 2 nennt auch noch die Gebäude der schon etwas civilisirten Alemannen, gegen welche Kaiser Julian kriegte „gebrechlich“ (saepimenta fragilium penatium). Vgl. auch Tacitus Ann. I. 54.

²⁾ Goth. timrjan, angels. getimbrian. Vgl. Lappenberg, Gesch. v. England I. 170 und einen Aufsatz von Alwin Schultz in den Mitth. d. k. k. Central-Comm. VIII. 332.

³⁾ Quaedam loca diligentius inlinunt terra, ita pura ac splendente, ut picturam ac lineamenta colorum imitetur.

Vor Allem gehört dahin der Bericht eines gewissen Priscus, der im Jahre 448 im Gefolge einer byzantinischen Gesandtschaft zu der Residenz des Attila, im heutigen Oberungarn zwischen der Donau und der Theiss, gelangte, und den Palast desselben, so wie den davon gesonderten seiner Gemahlin sah¹⁾. Von dem ersten bemerkt er nur, dass er von Holz und wohlgeglätteten Brettern erbaut, auch mit einem hölzernen Umgange und mit Thürmen versehen gewesen sei. Von dem zweiten spricht er etwas ausführlicher; eine gemeinsame Einfriedigung habe zahlreiche einzelne Gebäude umschlossen, welche theils mit genau in einander gefügten und mit Schnitzwerk²⁾ verzierten Brettern bekleidet, theils aus sehr sorgfältig und geschickt geradlinig behauenen Balken gebildet gewesen, denen kreisförmig gebogene Holzstücke dergestalt aufgelegt waren, dass diese Kreise vom Boden anfangend allmählig höher nach oben hinaufstiegen. Diese letzte Beschreibung ist freilich nicht deutlich, im Uebrigen aber erkennen wir doch eine sehr ausgebildete Holzbaukunst, mit einer vielleicht phantastischen, aber anscheinend ziemlich reichen Ausschmückung. Dass die Hunnen diese Architektur nicht mitgebracht hatten, ist gewiss; als sie Europa betraten, waren sie in fast thierischer Wildheit, und ein gleichzeitiger, glaubhafter Berichterstatter bemerkt ausdrücklich, dass sie den Schutz der Gebäude verschmäheten³⁾. Die Paläste ihres Königs konnten daher nur von dem Volke, unter dem er sein Lager aufgeschlagen hatte, von dem unter dem Namen der Mösogothen bekannten Zweige des grossen gothischen Stammes, errichtet sein, und sind mithin als Leistungen dieses Stammes zu betrachten, welche wir auch bei den anderen Zweigen desselben, den Ost- und Westgothen, voraussetzen dürfen. Ueber die Art des Schnitzwerkes an diesen Palästen können wir aus den Worten des Priscus nur soviel schliessen, dass es weder Abbildungen natürlicher Gegenstände enthielt, weil dies ihm eine bequemere Bezeichnung geboten haben würde, als das von ihm gebrauchte unbestimmte Wort, noch einen architektonischen Charakter hatte, weil es sich auf Brettern der Bekleidung mithin an Stellen befand, die keine bauliche Function hatten. Es werden daher phantastische Linienzüge gewesen sein, wie das Messer des Arbeiters in dem nachgiebigen Material des Holzes sie leicht hervorbringt und wie wir sie ungefähr um dieselbe Zeit an Schmucksachen germanischer Völker nachweisen können, deren nähere Betrachtung, weil mit den anderen Künsten zusammenhängend, erst weiter unten erfolgen kann. Die Missionsberichte vom 6. Jahrhundert an erwähnen häufig der hölzernen, von den Bekehrern verbrannten oder zer-

¹⁾ Excerpta de legationibus in dem Corpus script. historiae Byzantinae. Bonnae 1829. p. 187, 197.

²⁾ Die Worte: *ἐκ σανίδων ἐγγλύφων* können nicht wohl anders übersetzt werden.

³⁾ Ammian. Marc. lib. 31. c. 2. „Aedificiis nullis unquam tecti“.

störten Götzenhäuser der heidnischen Germanen, aber ohne architektonische Details. Nähere Nachrichten besitzen wir von den prachtvollen Tempeln, welche im 9. oder 10. Jahrhundert von den an die Stelle germanischer Bewohner vorgedrungenen slavischen Völkern errichtet waren, indessen zeigen sie bereits den Einfluss christlicher Cultur und können daher nicht mehr als Beispiele ursprünglicher germanischer Formbildung gelten. Die Götzentempel zu Rethra, wahrscheinlich im heutigen Mecklenburg, zu Stettin, zu Arcona auf der Insel Rügen waren künstlich, zierlich, wunderbar, wie die verschiedenen Berichtersteller es bezeichnen, von Holz erbaut, und an den Aussenwänden von sorgfältig ausgeführter Sculptur glänzend; in ihrem Inneren standen grosse in Holz oder Metall ausgeführte Götzenbilder, und jene Wandsculptur zeigte Menschen und Thiere, die Gestalten und die Bilder ihrer Götter und Göttinnen¹⁾. Wir finden daher hier eine Vorliebe für bildliche Darstellung selbst menschlicher Gestalten, während man sich bei den reingermanischen und keltischen Völkern mit phantastischer Ornamentik begnügte. Das angelsächsische Beowulflied, indem es ein einst prachtvolles, jetzt verlassenes Schloss ergreifend schildern will, spricht von den wunderhohen Mauern, die von Wurmbildern schillern, und deutet damit unzweifelhaft auf die kühnen, phantastischen Verschlingungen von Drachen und ähnlichen Thieren hin, die wir an den noch heute erhaltenen, aber vielleicht schon bis in das 12. Jahrhundert hinaufreichenden norwegischen Holzkirchen, und auf irischen Monumenten verschiedener Art vorfinden²⁾.

¹⁾ Thietmar Merseb. Chron. lib. IV. c. 17 bei Pertz Scriptor. III. (Mon. V.) p. 812 von Rethra sprechend: *Fanum de ligno artificiose compositum, quod pro basibus diversarum sustentatur cornibus bestiarum. Hujus parietes variae deorum dearumque imagines mirifice insculptae . . . exterius ornant.* Den Haupttempel von Stettin beschrieb ein Begleiter des Bischofs Otto von Bamberg (1124—1129) als wunderbar und künstlich erbaut, inwendig und auswendig mit bemalten Sculpturen bedeckt, die aus der Wand hervorragend, Menschen und Thiere darstellten. Anonymus Bambergensis bei Ludewig Script. rer. Episc. Bamberg. col. 680. Bei dem Tempel zu Arcona auf der Insel Rügen ist der Zusammenhang mit christlicher Cultur am Deutlichsten, da die Insel schon früher zur Annahme des Christenthums gezwungen und der Cultus des Götzen Swantewit durch den des christlichen Heiligen Sanctus Vitus vorübergehend verdrängt gewesen war. Der Tempel, welchen der Dänenkönig Waldemar I. im Jahre 1167 vorfand und zerstörte, war von Holz in zierlicher Arbeit, an seinen Aussenmauern mit sorgfältig ausgeführtem Schnitzwerk, dessen Inhalt zwar hier nicht angegeben ist, der aber, da sich im Innern des Heiligthums die kolossale Statue des Götzen, zwar in barbarischer Gestalt, mit vier Köpfen, aber mit künstlicher Ausführung des Gewandes befand, jenen anderen wendischen Heiligthümern verwandt gewesen sein wird. Vgl. Saxo Grammaticus, Hist. Danica rec. Müller, Havniae 1839. Vol. I. p. 661 u. 822.

²⁾ Vgl. v. 2263—67 des Beowulfliedes und Moritz Heyne, über die Lage und Construction der Halle Heorot im Beowulfliede. Paderborn 1864. Von den norwegischen Holzkirchen und den irischen Ueberresten später.

Bei der langen Wanderschaft vieler dieser Völker verlor sich die Uebung dieser heimischen Baukunst, und sobald sie auf römischem Boden sesshaft wurden, gaben sie dieselben völlig auf. Die Unterhaltung der Häuser und Paläste, welche sie nun bezogen, blieb den Händen überlassen, die sie errichtet, und bei Neubauten strebten sie die solide Pracht des Steinbaues, die sie nun würdigen gelernt hatten und auf die jener Holzstyl keine Anwendung fand, zu erreichen. Sie bedienten sich daher der einheimischen Werkmeister und liessen ihnen so sehr freie Hand, dass sich selbst bei den für germanische Fürsten errichteten Gebäuden kaum eine Spur deutschen Einflusses zeigt.

Sehr deutlich können wir dies bei dem deutschen Stamme beobachten, der sich übrigens als der bildungsfähigste zeigte, bei den Ostgothen in Italien. Theoderich wünschte sich mit dem Glanze römischer Imperatoren zu umgeben, und seinen neuen Unterthanen nicht als ein Barbar, sondern als der Schützer und Erhalter ihrer Civilisation und ihrer Künste zu erscheinen. Schon diese politische Rücksicht konnte ihn veranlassen, die Baukunst zu begünstigen; es scheint aber auch, dass er selbst empfänglich für feinere Eindrücke war. Seine Edicte und die Briefe seines Geheimschreibers Cassiodor enthalten interessante Beweise, dass er von dieser Kunst gross dachte. Es ist ein schönes Amt, sagt er in der Bestallung seines Schlossbaumeisters, ein durchaus ruhmbringender Auftrag, fernen Zeitaltern zu übergeben, was die staunende Nachwelt loben muss. Auch im Schmucke, heisst es an einer anderen Stelle, wolle er den Alten nicht weichen, denen er durch die Beglückung des Jahrhunderts gleich komme. Theoderich war klug genug, um es einzusehen, dass die entarteten Römer, wie sie schon längst germanische Trachten angenommen, auch gegen die Einschwärzung fremder Bauformen nicht spröde sein würden; er hätte dadurch sogar imponiren können. Allein er machte keinen solchen Versuch; vielmehr ist er am Meisten für die Erhaltung der älteren Monumente besorgt. Ich habe schon oben darauf aufmerksam gemacht, dass diese späteren Römer eine unbegrenzte Verehrung für die Wunderwerke ihrer Vorfahren zur Schau trugen; dieselben Gesinnungen finden wir auch bei Theoderich, wenigstens in den Edicten, die sein römischer Rathgeber verfasste. Freilich erkennen wir in diesen Aeusserungen, in welchen sich die Neigung des gealterten Roms zum schwülstigen Redeprunk mit der Verwunderung des barbarischen Herrschers mischt, kaum noch die römische Architektur. Er rühmt die Schlankheit der Säulen¹⁾, die wie aufgerichtete

¹⁾ Cassiodor VII. 15. Quid dicamus columnarum junceam proceritatem? „Was sollen wir von der binsenartigen Schlankheit der Säulen sagen?“ Die Uebertreibung in dem Beiworte ist nicht auffallend bei dem Style dieses Schriftstellers. Viel-

Speere die gewaltigen Massen der Gebäude tragen, er bewundert die hohlen Kanäle der Säulen, die man für fliegend halten möchte oder aus Wachs gebildet, da sie doch aus hartem Metalle seien. Es ist begreiflich, dass Manche in neuerer Zeit hierin die Andeutung eines neuen, eigenthümlichen Baustyls zu finden, dass sie sogar den Styl des 13. Jahrhunderts, den man später den gothischen nannte, schon hier zu entdecken geglaubt haben. Allein noch im Verlaufe desselben Schreibens erfahren wir, wo der Verfasser das Vorbild seiner Beschreibungen hatte; es ist in Rom, dahin verweist er den Baumeister, zu dem er spricht, dort wird er Besseres sehen, als er gelesen, Besseres, als er erdenken kann. Nur durch die Neuheit des Materials sollen sich seine Gebäude von denen der Alten unterscheiden. Nichts ist daher gewisser, als dass auch die Kunst, deren Uebung Theoderich begünstigte, die römische war, dass sie im Wesentlichen unverändert beibehalten wurde. Wie er sich überall mit Römern umgab, wie Cassiodor, Boethius, Symmachus seine Rathgeber waren, so gehörte auch sein Baumeister Aloisius und sein Bildhauer Daniel den Einheimischen an¹⁾. Die Gebäude, welche wir aus der Zeit der ostgothischen Herrschaft in Italien besitzen, bestätigen dies. Wir haben schon oben bei Gelegenheit der byzantinischen Baukunst und ihrer Anwendung in Ravenna von einigen Kirchen in dieser Residenz des Gothenfürsten gesprochen, die unter seiner Regierung oder bald nachher errichtet wurden, und wir sahen, dass sie sich genau theils an die Formen des römischen Basilikenbaues theils an den Styl der beginnenden neugriechischen Baukunst anschlossen. Nicht bloss die kirchlichen Bauten, sondern auch die Ringmauern, mit denen er Verona umgab, und die Befestigungen seiner Burg zu Terracina sind ganz in römischer Technik ausgeführt²⁾. Von dem Palaste des Königs in Ravenna besitzen wir zunächst eine fast gleichzeitige, aber freilich nicht sehr zuverlässige Abbildung in den Mosaiken von St. Apollinare nuovo; es sind offene Säulenhallen mit Vorhängen, ähnlich wie wir sie auch auf spät-römischen und byzantinischen Bildwerken dargestellt finden³⁾. Ausserdem bezeichnet die Tradition die Vorderseite des jetzigen Franciscanerklosters als einen Ueberrest des Palastes, was zwar neuerlich wegen der

leicht würde man besser: *junctam proceritatem* lesen, was denn eine rhetorische Wendung sein würde, um die sich wiederholenden schlanken Stämme der Säulenreihen anzudeuten.

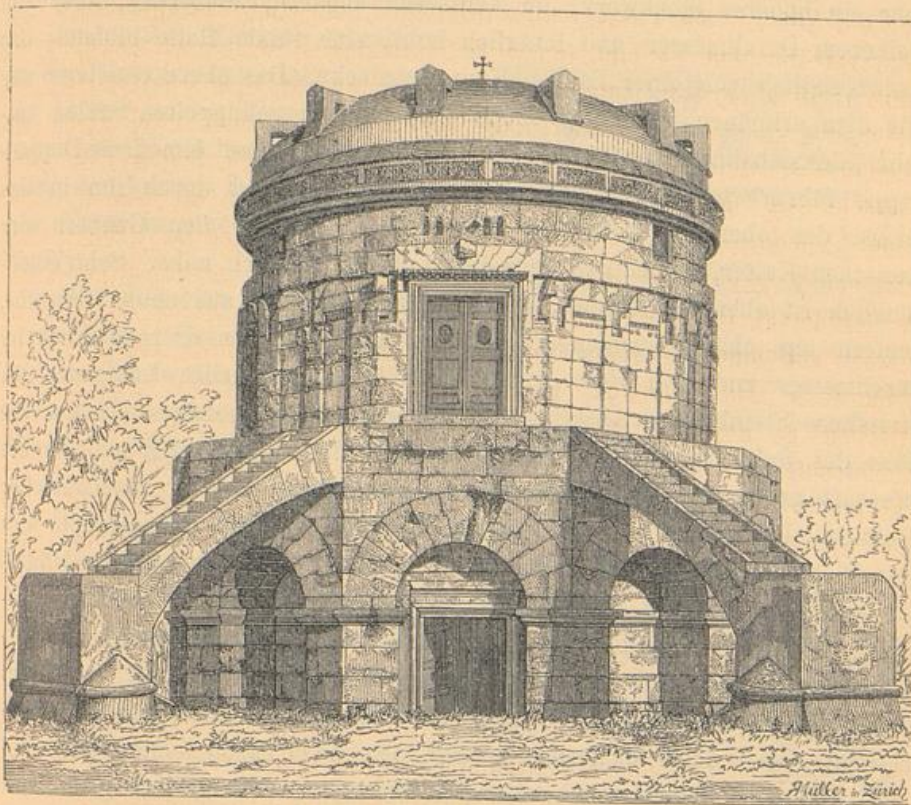
¹⁾ Cassiodor II. 99. III. 19.

²⁾ Krieg von Hochfelden, *Gesch. d. Milit. Arch.* S. 147.

³⁾ Vgl. Rahn, *Ein Besuch in Ravenna* (in v. Zahns *Jahrbüchern der Kunstwissenschaft*, I. und in besonderem Abdrucke) Taf. II. Ueber die Lage und Gestalt des Palastes giebt C. P. Bock in den *Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden in den Rheinlanden* 1844. S. 46 ff. nähere Auskunft.

nachlässigeren Bautechnik bezweifelt¹⁾, aber dennoch bei der örtlichen Lage des Baues und nach dem Charakter seiner Anordnung wahrscheinlich ist. Jene in S. Apollinare dargestellte Façade mag etwa den Eingang zu den Prachträumen, diese erhaltene Mauer eine Rückseite gebildet haben. Auch sie ist spät-römischen Stils, mit einer vorspringenden Arcadenreihe

Fig. 120.



Mausoleum Theoderichs in Ravenna.

im Obergeschoss, ähnlich wie im Diocletianspalaste von Salona, jedoch neben spät-römischen oder byzantinisirenden auch mit einigen fremdartigen Details, namentlich mit einem Säulenkapitäl, in welchem man eine Reminiscenz der Holzarchitektur vermuthen könnte²⁾. Indessen gestattet die Nachlässigkeit der Ausführung und die Möglichkeit einer auf einer tieferen Stufe des architektonischen Verfalls ausgeführten Reparatur keinen sicheren Schluss.

Die merkwürdigste Reliquie aus Theoderichs Zeiten ist sein eigenes

¹⁾ So von Hübsch a. a. O. S. 91 und von Unger a. a. O. S. 345.

²⁾ Abbildungen der Details und genauere Angaben bei Rahn a. a. O. S. 285 ff. Abbildungen der ganzen Façade bei v. Quast, Ravenna, Taf. VII. Fig. 12. Schnaase's Kunstgesch. 2. Aufl. III.

Mausoleum, das er sich vor den Thoren von Ravenna noch bei seinem Leben errichten liess, und das jetzt unter dem Namen S. Maria della Rotonda als Kirche dient. Es ist ein einfaches massenhaftes Gebäude in vortrefflichster Quadertechnik ausgeführt. Zunächst ein zehneckiger Unterbau, massiv, nur von Gängen in Kreuzform durchschnitten, deren Mittelpunkt wahrscheinlich zur Aufstellung des Sarkophags bestimmt war. Darüber ein höheres Stockwerk, im Aeusseren ebenfalls zehneckig, aber von kleinerem Durchmesser und innerlich hohl, eine runde Halle bildend; das Ganze endlich von einer flachen Kuppel gedeckt. Das obere Geschoss war (wie man erkennen kann) von einem Porticus von gekuppelten Säulen umgeben, der sich durch Rundgewölbe an die Mauer anschloss. Eine freie Doppeltreppe führte von Aussen her in diesen Porticus und durch ihn in das Innere des oberen Geschosses. Das Ganze kam so den Gräbern der römischen Kaiser, namentlich dem des Hadrian, ziemlich nahe. Sehr eigenthümlich ist aber die Kuppel, denn sie besteht nicht aus einem Gewölbe, sondern aus einem einzigen Felsstücke, das mehr als dreissig Fuss im Durchmesser und drei Fuss Dicke hat. Diese ungeheure Last aus den istrischen Steinbrüchen hierher zu schaffen und besonders sie auf die Höhe des Gebäudes, vierzig Fuss über dem Boden, zu erheben, war ein wahrhaft grossartiges Unternehmen, ein Beweis bedeutender mechanischer Technik. Dieser einfache und kühne Gedanke mag in dem Haupte des

Fig. 121.

Vom Mausoleum
Theoderichs.

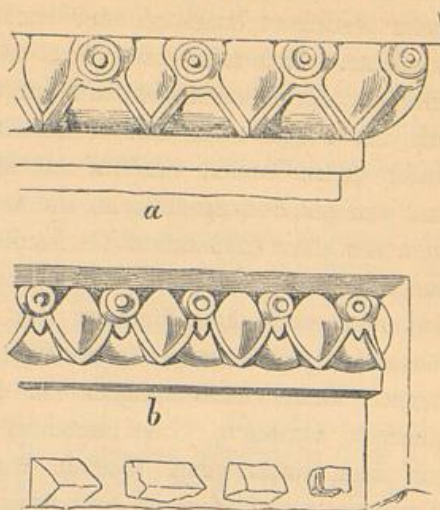
Gothenkönigs entstanden sein, er mag dabei an die Hügelgräber und Felsmassen, unter denen seine Vorfahren ruheten, gedacht haben und erlangte, indem er diesen Riesenstein dem den römischen Kaisergräbern nachgebildeten Monumente auflegte, eine ähnliche Verbindung römischer Bildung mit germanischer Kraft, wie er sie in seinem Reiche anstrebte. Auch unter den Ornamenten des einfach gehaltenen ernstesten Baues finden sich neben den römischen einige fremdartige, bei denen man einen Einfluss germanischen Geschmackes vermuthen darf. Dahin gehört zunächst ein herzförmiges Muster auf einem schmalen Streifen des Thürgestells, dann aber besonders eine sehr originelle Verzierung, welche an dem mächtigen und kühn profilirten Kranzgesimse unter der Kuppel, also an höchst bedeutungsvoller Stelle, und dann wieder mit gewissen Veränderungen an den Gesimsen der zwanzig rechteckigen Mauerblenden des Obergeschosses vorkommt, und die wir zangenförmig nennen können, indem sie aus dreieckigen Figuren zusammengesetzt ist, die einem geöffneten Cirkel oder einer Zange gleichen, und deren schräg gegeneinandergestellte Schenkel oben durch einen aus mehreren concentrischen Kreisen gebildeten Knopf

zusammengehalten werden. An dem Gesimse der Mauerblenden kommt dies Ornament in zwei verschiedenen Formen vor (Fig. *a* und *b*), beide Male aber so, dass diese Zangen weiter geöffnet und mit Erhöhungen verbunden sind, welche an den antiken Eierstab erinnern; an dem Kranzgesimse dagegen sind sie dichter aneinandergerückt und haben die Eigenthümlichkeit, dass einer der beiden Schenkel an seinem Fusse in eine Spirallinie ausläuft¹⁾.

War dies eine Einwirkung des germanischen Geschmackes, so ist es bemerkenswerth, dass sich derselbe nur hier, an dem den grossen Gothenkönig persönlich betreffenden Monumente geltend macht, während alle anderen Bauten seiner Regierung nur römische Formen zeigen und in den Berichten über dieselben neben den Baumeistern auch römische Bildhauer und Mosaicisten als unentbehrliche Gehülfen angeführt werden. Der byzantinische Einfluss auf Theoderichs Bauten war nur gering; die Meister, welche für ihn arbeiteten, hatten ihre Vorbilder in Rom. Erst nach seiner Zeit, als Ravenna durch Justinians glückliche Kriege der Sitz des kaiserlichen Statthalters, des Exarchen, wurde, gelangte hier der Styl des östlichen Reiches zur ausgedehnten Anwendung. Hin und wieder mag man sich auch in anderen Gegenden Italiens daran angeschlossen haben, namentlich an der östlichen Küste, wo der Verkehr mit dem oströmischen Reiche niemals ganz aufhörte. Im Allgemeinen behielt man dagegen in Italien den Baustyl der letzten Zeiten des untergehenden römischen Reiches bei.

Durch den Einfall der wilden Horden Alboins, durch die verheerenden Kriege, in welchen die Longobarden sich zu Herren des unglücklichen

Fig. 122.



Vom Mausoleum Theoderichs.

¹⁾ Die Anordnung des Zangenornaments am Kranzgesimse ist nach der Schilderung von Rahn a. a. O. S. 42 noch viel merkwürdiger als es die Zeichnung bei v. Quast, Ravenna, Taf. VII. Fig. 27 zeigt. Je neun solcher Zangen nämlich bilden eine Gruppe, in welcher auf beiden Seiten, also immer an vier Zangen, die unteren Spiralen die gleiche, aber der anderen Seite entgegenlaufende Richtung haben, während unter der neunten, mittelsten Zange ein Kreuzchen das Zusammentreffen beider Reihen bezeichnet. Es ist also hier schon eine charakteristisch germanische Behandlung des Symmetrischen.

Landes machten, wurde die Dürftigkeit, Muthlosigkeit und Verwirrung noch mehr gesteigert, zugleich aber auch der Zusammenhang mit Byzanz abgeschnitten. Man fuhr daher fort, nach bisheriger Weise zu bauen, und die Kirchen, die einzigen Gebäude, auf welche einige Sorgfalt verwendet wurde, mit den Fragmenten alter Monumente auszuschnücken. Die Longobarden selbst übten keinen Einfluss auf die italienische Baukunst aus¹⁾. Roher und weniger bildungsfähig als die Gothen lernten sie erst allmählig die Vorzüge der alten Civilisation des Landes und einer soliden Architektur kennen und machten auch dann keinen Anspruch auf Eigenthümlichkeit, sondern bedienten sich ohne Weiteres der einheimischen Werkmeister, deren aus römischer Zeit stammende zünftige Verfassung sich erhielt²⁾, und deren Rechte durch Verordnungen der longobardischen Könige geschützt und geregelt wurden³⁾. Die Bauleute werden in diesen Verordnungen stets mit dem auffallenden Worte: *Magistri Comacini* bezeichnet, dessen Ursprung und Bedeutung bestritten ist, in dem Einige darin bloss den in barbarischem Latein gebildeten Namen der zur Maurergenossenschaft gehörigen Meister (*Co-macini*), Andere eine Hindeutung auf die Comasken, die Anwohner des Comer Sees, als hervorragende Mitglieder und vielleicht

¹⁾ Aeltere Schriftsteller nahmen an, dass unter den Longobarden in Italien ein neuer architektonischer Styl entstanden sei. Diese Ansicht ist aber von Cordero de' conti di S. Quintino, *dell' italiana architettura durante la dominazione Longobarda*, Brescia 1829, vollständig und gründlich widerlegt. Die Gebäude, auf welche man sich bezog, namentlich S. Michele zu Pavia, gehören dem 12. Jahrhundert an. Dagegen schreibt Cordero a. a. O. S. 217 ff. mit grosser Wahrscheinlichkeit die weiter unten im Texte genannten Kirchen zu Lucca und zu Brescia der Longobardenherrschaft zu.

²⁾ Leo, *Geschichte von Italien*. I. S. 85.

³⁾ Das Gesetzbuch des Königs Rotharis, † 652, (abgedruckt bei Muratori *Script. T. I. P. II.*) enthält Bestimmungen über körperliche Beschädigungen bei Gelegenheit eines Baues und unterscheidet dabei (ganz im Sinne des römischen Rechts) zwischen dem Falle wo der Baumeister als Unternehmer das ganze Gebäude für einen bestimmten Preis zu liefern, und dem wo er nur einzelne Arbeiten oder die Leitung des Baues gegen tägliche Vergütung übernommen hat. In jenem Falle haftet der Meister, in diesem der Bauherr für den Schaden. Eine neuerlich aufgefundene longobardische Verordnung, wahrscheinlich des Königs Luitprand († 743) giebt einen Tarif für verschiedenartige Maurerarbeiten, wobei ein *opus gallicum* und ein *opus romanense* erwähnt und mit geringerer Bezahlung als die eigentliche Mauer (*murum*) angesetzt sind. Ausdrücke, deren für die Geschichte der Baukunst wünschenswerthe Erklärung noch nicht in befriedigender Weise gegeben ist, die aber auch darauf hindeuten, dass eine longobardische Bauweise selbst in technischer Beziehung nicht vorkam. Vgl. den Abdruck bei Promis, *regum longobardorum leges de structoribus* 1846 (*Archivio storico*, Appendice 1846. Tom. III. p. 707; v. Reumont im *Kunstblatte* 1847 Nr. 30) bei C. Baudi a Vesmes, *Edicta regum Longob. Augustae Taurinorum*. 1855 und neuerlich in Pertz *Monum. Hist. Germ. Legum* Tom. IV. ed. Fridericus Bluhme. Einige kritische Bemerkungen bei Krieg von Hochfelden a. a. O. S. 376.

Stifter dieser Genossenschaft zu finden glauben¹⁾. In dem einem wie in dem anderen Falle würde aber das Wort, sei es dass es Comasken sei es dass es nur die bestehende Genossenschaft bezeichnet, darauf hindeuten, dass diese Meister wenigstens überwiegend Einheimische waren. Jedenfalls bestätigen die freilich geringen Ueberreste der von den longobardischen

¹⁾ Die erste Ansicht, schon von Ducange in seinem Glossarium aufgestellt und neuerlich von Bluhme a. a. O., S. 176 wieder aufgenommen, stützt sich darauf, dass *macio* oder *machio* (später im Französischen: *Maçon*) schon nach Isidor von Sevilla Orig. lib. 19. c. 8) und nach dem in der vaticanischen Bibliothek bewahrten von Angelo Mai (Tom. VII. S. 567) herausgegebenen Glossarium einen Maurer bedeutet, was denn mit der Vorsatzsylbe: *Co* eine natürliche Bezeichnung für die vereinigten Maurermeister ergebe. Dennoch dürfte die zuerst von Muratori (*Antiquitates*. Diss. 24) geltend gemachte Ableitung von *Como* den Vorzug verdienen. Die klassischen Schriftsteller (Plin. H. N. II. 103. III. 19. Plin. jun. IX. ep. 7. IV. ep. 30. Virgil Georg. II. v. 159) kennen zwar das Wort: *Comacinus* nicht. Der Comer See heisst bei ihnen *Lacus Larius*, das von der Stadt *Como* gebildete Adjectiv: *comensis*. Allein wahrscheinlich war es im vulgären Sprachgebrauche anders, da schon das *Itinerarium Antonini* (ed. Parthey & Pinder, S. 133) die zwischen *Chiavenna* und der Stadt *Como* gelegene Station: *Ad lacum Comacenum* nennt, und dieser vulgäre Sprachgebrauch wurde später vorherrschend. Paul Warnefried, *Hist. Longobardorum*, nennt eine im Comer See liegende Insel, die in der damaligen Geschichte eine gewisse Wichtigkeit erlangte, stets: *Insula comacina*, und noch heute heissen die Anwohner des Comer See's *Comaschi* und das zu diesem See führende Thor von Mailand: *Porta comasina*. Existirte aber dieser vulgäre Sprachgebrauch, so ist es sehr unwahrscheinlich, dass man ein gleichlautendes Wort mit anderer Bedeutung aus *Co-* und *Machio* gebildet haben sollte. Die Annahme, dass die Maurergenossenschaft ihren Namen vom Comer See erhalten habe, ist auch keinesweges so unwahrscheinlich, wie man auf den ersten Blick glauben könnte. Die Anwohner des Comer See's und seiner Nebenthäler erlernen noch heute vorzugsweise das Handwerk der Maurer und Steinmetzen, um damit im Auslande zu verdienen. Eine grosse Zahl von Inschriften ergiebt, dass das ganze Mittelalter hindurch die Baumeister der grösseren Kirchen, besonders der *Lombardei*, aus dieser Gegend (*Cumanæ dioceseos*) stammten, und dass sie ihr Handwerk nicht einzeln, sondern in Gemeinschaft mit Verwandten oder Landsleuten betrieben. Noch im Jahre 1473 bildeten in *Siena* die *Magistri Lombardi* eine besondere Genossenschaft, die mit den städtischen Meistern sich vereinigte. Viele dieser „*Lombarden*“ stammen zufolge ihrer Unterschrift unzweifelhaft aus der Gegend des Comer See's, und eine nähere Nachforschung würde dies wahrscheinlich bei allen ergeben. Es werden in der That *Comasken* gewesen sein, die ausserhalb der *Lombardei* sich lieber nach dieser grösseren Provinz, als nach ihrer minder bekannten speciellen Heimath benannten. Im Anfange der Longobardenherrschaft, wo die verheerenden Züge der Barbaren und der griechisch-gothische Krieg die offenen und reichen Gegenden viel stärker heimgesucht hatten, als die schwer zugänglichen und dürrftigen Thäler des Comer See's, mochte übrigens das Uebergewicht der *Comasken* noch viel grösser sein, wie später. Die Geschichte, wie sie Paul Warnefried berichtet, zeigt, dass diese Gegenden die Zuflucht der Römer des offenen Landes wurden und den Longobarden längeren Widerstand leisteten. Es ist daher sehr denkbar, dass ihre Bewohner die künstlerische Tradition besser bewahrten und dadurch später die Erneuerer und Leiter der Collegien der Bauleute wurden.

Königen herrührenden Bauten, dass sie im römischen Style errichtet waren. Von den Palästen, von dem der Königin Theodelinda, der als prachtvoll, mit Gold und Malereien geschmückt, geschildert wird, von dem des Königs Bertari in Pavia, den Paulus Diaconus von „wunderbarer Arbeit“ nennt, von dem Lustschlosse des Königs Luitprand zu Olona ist nichts auf uns gekommen, und der einzige, palastartige Bau, welcher den longobardischen Fürsten mit einiger Wahrscheinlichkeit zugeschrieben wird, der Palazzo delle torri zu Turin ist so sehr römischer Technik, dass er sich kaum von wirklich römischen Bauten unterscheidet¹⁾. Eher können wir glauben noch einige Kirchen longobardischer Stiftung zu besitzen; so S. Frediano und S. Michele in' Lucca und S. Salvatore (jetzt ein Militärmagazin) in Brescia. Sie sind sämmtlich basilikenartig mit antiken Fragmenten und einem Ueberrest antiker Technik, aber freilich auch mit grösserer Nachlässigkeit und stärkeren Spuren wachsenden Verfalls als bisher erbaut. Auch die grössten von longobardischen Königen erbauten Kirchen, die der Königin Theodelinde zu Monza und die, welche Luitprand neben seinem Schlosse zu Olona errichtete, waren den geringen Ueberresten und den Beschreibungen zufolge basilikenartig²⁾.

Die neueren Italiener, von der Zeit der Renaissance an bis auf unsere Tage, pflegen die Schuld des Verfalls der antiken Kunst, der schon früher begonnen hatte und unter der Herrschaft der Longobarden rasch wuchs, so beharrlich den Barbaren zuzuschreiben, dass die Frage, ob es sich wirklich so verhält, wohl genauerer Prüfung bedarf. Es ist wahr, dass das schöne, durch die Jahrhunderte des Sieges und der Herrschaft bereicherte Land die Begierden jener Völker mächtig reizte und Schweres von ihnen zu erdulden hatte. Im 5. Jahrhundert drängten sich hier die Wogen der Völkerwanderung. Gleich anfangs zogen die damals noch von der Cultur unberührten Westgothen mehrere Jahre lang raubend umher; Rom selbst zahlte ihnen ein bedeutendes Lösegeld, das man durch das Einschmelzen kostbarer, in edlen Metallen gegossener Kunstwerke aufbrachte, und wurde dennoch ein Jahr darauf von ihnen belagert und eingenommen. Später (452) verwüstete Attila Oberitalien. Drei Jahre darauf erlitt Rom eine vierzehntägige Plünderung durch die Vandalen, wobei Genserich eine ganze Schiffsladung von werthvollen, ohne Zweifel metallenen Statuen fortführte, die dann auf dem Wege nach Africa unterging. Auch die Schaaren Odoaker's verlangten Beute und Aecker, und selbst Theoderich, der am

¹⁾ Vgl. darüber das angeführte Werk von Cordero S. 287 und die bei diesem so wie in Osten, Bauwerke in der Lombardei, Taf. I. gegebene Abbildung, mit Krieg v. Hochfelden a. a. O. S. 161 ff., der den Ursprung dieses Gebäudes in römische Zeit zu setzen geneigt ist.

²⁾ Cordero a. a. O. S. 197.

Ende des Jahrhunderts dem unglücklichen Lande Ruhe gab, musste seine Gothen durch eine Theilung des Bodens befriedigen. Also schwere Bedrängnisse, grosse Vermögensverluste, auch selbst arge Zerstörungen edler Kunstwerke hatten die Eingeborenen zu beklagen; allein dass davon die Kunst tödtlich betroffen wäre, kann man nicht annehmen. Die beutelustigen Barbaren werden sich schwerlich dabei aufgehalten haben, die kolossalen Gebäude der Städte zu zertrümmern, die Statuen, mit Ausnahme der metallenen, zu beschädigen. Rom wenigstens war bei dem Einzuge Theoderichs noch so prächtig, dass ein Bischof seines Gefolges glaubte, sich danach eine Vorstellung von dem himmlischen Jerusalem machen zu dürfen¹⁾, und dass der König selbst in einem Edicte von dem zahlreichen Volke der Statuen, von den Heerden eherner und steinerner Rosse sprechen konnte, welche die Stadt schmückten und die er dem Schutze des dazu angestellten Beamten empfahl²⁾. Auch die Uebung der Kunst war durch diese Ereignisse nur vorübergehend unterbrochen. Theoderichs Prachtliebe fand noch eine grosse Zahl von Meistern aller Kunstzweige vor, welche ihm dienen konnten. In einem in seinem Auftrage verfassten Rescripte an den Hofbeamten, der den Bau des Palastes leiten sollte, werden sie namentlich angeführt und diesem überwiesen³⁾. Bald nach Theoderichs friedlicher Regierung brach dann freilich der Krieg zwischen dem byzantinischen Kaiser und den Gothen aus, der für den Bestand der alten Kunstwerke vielleicht verderblicher war als jene Raubzüge der wandernden Barbaren. Rom selbst wurde im Laufe von 16. Jahren (536—552) fünfmal von den kriegführenden Parteien eingenommen, hatte mehrere, zum Theil langanhaltende Belagerungen, wiederholt Hungersnoth und in Folge derselben verheerende Seuchen auszuhalten, und war ein Mal fast leer, da Totila die Einwohner vertrieben hatte. In diesem Kriege war es auch bekanntlich, dass die im Mausoleum Hadrians von den Gothen belagerten griechischen Truppen die darauf befindlichen herrlichen Statuen auf die Angreifer hinabstürzten, so dass einige der ersten Zierden unserer Museen nach einem Jahrtausende aus dem Graben, der die Engelsburg umgiebt, zu Tage gefördert wurden. Allein auch diese Zerstörungen trafen doch nur einzelne Gebäude der gewaltigen, so reich geschmückten Stadt. Noch nach diesen Vorfällen nennt Belisar in einem an den Gothenkönig Totila gerichteten Schreiben sie die schönste Stadt unter der Sonne und warnt ihn vor der Zerstörung so vieler Werke, welche die Kunstliebe langer Jahrhunderte gestiftet. Noch un-

¹⁾ Vita B. Fulgentii Episc. in Bibl. max. P. P. Tom. IX. p. 9 bei C. P. Bock in den Jahrb. des Vereins der rhein. Alterthumsfreunde, Heft 5, 1844.

²⁾ Cassiodor Variarum. Lib. VIII. Formul. 13 („populus copiosissimus statuarum, greges etiam abundantissimi equorum“).

³⁾ Cassiodor Variarum Lib. VII. ep. 5.

zweideutiger ist Procop in seiner nach der Beendigung des Krieges geschriebenen Geschichte, indem er von den zahlreichen Statuen des Phidias und Lysipp spricht, die unter anderen Schätzen griechischer Kunst dort öffentlich aufgestellt seien. Erst nach der Beendigung des Krieges erreichte das Unglück allmählig höhere Stufen. Jene Verheerungen waren vorübergehende Krankheiten gewesen, erst jetzt äusserte sich ein zehrendes Siechthum, das immer weiter um sich griff. Rom selbst war durch das langjährige Ausbleiben der Spenden, auf welche die Bewohner der Weltstadt angewiesen waren, und durch die dadurch entstandene Verarmung, durch wiederholte Ueberschwemmungen, Hungersnoth, Pest, sogar Erdbeben, durch die steten Bedrohungen der Longobarden, welche das Land bis an die Thore der Stadt verheerten, so heruntergekommen, dass Papst Gregor der Grosse am Ende des 6. Jahrhunderts in einer seiner Predigten sie als völlig verfallen und verödet, als leer darstellen und die erschütternden Worte, mit denen der Prophet Ezechiel das ungehorsame Jerusalem bedroht, auf sie anwenden konnte. Und ähnlich waren die Zustände im ganzen Lande. Die Verarmung, die durch die Versiegung der Erwerbsquellen und den Steuerdruck schon in den letzten Zeiten des römischen Reiches begonnen, dann durch die Kriege und Raubzüge der Barbaren und durch die Landtheilungen der Gothen und Longobarden gesteigert war, wuchs naturgemäss immer mehr, während die beständigen Fehden der longobardischen Fürsten unter sich die Bevölkerung in steter Sorge und Unruhe erhielten. Daher denn eine Entmuthigung und Verwilderung, welche der Kunst ihre Kräfte entzog. Jeder dachte in dieser Noth der Zeiten nur an sich, an seine Erhaltung, an seinen Vortheil, an Materielles; wer konnte da noch die Freiheit des Geistes haben, sich in das Schöne hinein zu denken, sich an ihm zu erfreuen? Man fuhr freilich fort zu bauen; das persönliche Bedürfniss sowohl wie die kirchliche Stimmung machten ihre Anforderungen geltend. Man gefiel sich sogar noch in einer gewissen Pracht oder glaubte damit Gott zu dienen. Aber man begnügte sich mit der äusserlichen Leistung und hatte weder Sinn noch Maassstab für die feinere Ausführung. Daher denn die zunehmende Gleichgültigkeit, die Zusammenstellung verschiedener antiker Fragmente ohne innere Uebereinstimmung und ohne Rücksicht auf ihre ursprüngliche architektonische Bedeutung, die stumpfe Formbildung, wenn man einzelne Theile ergänzen oder nachahmen wollte, die sorglose und unordentliche Technik. Wie weit der Verfall selbst in Rom gediehen war, beweist ein Schreiben des Papstes Hadrian I. an Karl den Grossen vom Jahre 780, in welchem er behufs Herstellung der den Einsturz drohenden Balkendecke der Peterskirche von dem Kaiser nicht bloss das Geschenk der dazu nöthigen Baumstämme, sondern auch die Zusendung eines Meisters erbittet, der fähig sei, diese

Herstellung, so wie es früher gewesen sei, zu bewirken. Es scheint also, dass er einen solchen Meister nicht besass¹⁾.

Wichtiger für die abendländische Bildung als Italien begannen nun die nördlichen Länder zu werden. In Gallien hatten sich die Westgothen in den reichen südlichen Provinzen ebenso und selbst mit grösserer Gewandtheit wie die italienischen Ostgothen an einheimische Sitte und Cultur gewöhnt. Ihre Könige schmückten Villen und Paläste durch die kunstreiche Hand römisch-gallischer Werkmeister, deren Kenntnisse und Geschick dadurch in Uebung blieben. In diesen Gegenden, die überhaupt von römischer Cultur tiefer durchdrungen waren, erhielt sich auf diese Weise ein Ueberrest antiker Technik und selbst antiken Styls ununterbrochen; wir können ihn noch sehr weit im Mittelalter erkennen²⁾. Schwächer war das römische Element im Norden von Frankreich und geringer die Bildungsfähigkeit der Franken; indessen bemühten sich auch die merowingischen Fürsten in ihrer Weise um alte Cultur und gewiss war die architektonische Praxis auch in den von ihnen beherrschten Gegenden nur eine minder reine Befolgung römischer Lehren. Im ganzen Gallien erhielt sich daher noch die alte Bauweise, wenn gleich mit grossen localen Verschiedenheiten. In einigen Provinzen bestand zwar noch neben dem regelmässigen Quaderbau, den man bei kostbaren Anlagen anwendete und als römische Weise bezeichnete, eine leichtere Constructionsart, sei es in Holz oder in Bruchsteinen, welche man die gallische nannte, und von der dahin gestellt bleiben muss, wie sie sich zu römischem Mauerwerk verhielt³⁾. In anderen

¹⁾ Jaffé, Monumenta Carolina, S. 210, Nr. 67 der päpstlichen Briefe. Die Bitte um Zusendung des Meisters könnte vielleicht einen andern Grund gehabt haben, nämlich den, dem Kaiser oder seinen mit der Ablieferung beauftragten Beamten den Verdacht oder Vorwand übermässiger Forderung zu benehmen. Allein dem steht entgegen, dass bei einer ähnlichen Forderung von Balken für andere, nicht näher bezeichnete also ohne Zweifel kleinere und weniger prachtvolle Kirchen von einem Meister, der den Umfang der Sendung bestimme, nicht die Rede ist.

²⁾ Es scheint sogar, dass auch Gothen das römische Handwerk erlernt hatten, und mit den Einheimischen wetteiferten. Venantius Fortunatus (lib. 2. c. 9): „Quod nullus veniens Romana gente fabrivit, hoc vir barbarica prole peregit opus“. Ebenso wenig wie in den gothischen Gegenden fehlte es im mittleren Frankreich an Arbeitern; die Berichte Gregor's von Tours über die von seinen Vorgängern und von ihm selbst ausgeführten Bauten und Herstellungen („artificum nostrorum opere“) ergeben dies unzweifelhaft. Indessen scheinen jene gothischen Gegenden den Vorrang gehabt zu haben, denn nach ihnen benannte man im nördlichen Frankreich die dahin berufenen südfranzösischen Werkleute. Der Verfasser der Vita S. Audoëni (Act sanct. 24. Aug. p. 818), ein Schriftsteller des 10. Jahrhunderts sagt von der Peterskirche zu Rouen, dass sie „quadris lapidibus, manu gothica a primo Lothario constructa“ gewesen sei.

³⁾ Von der Amantiuskirche zu Rouen (632) heisst es: basilicam . . . non Gallicano ritu minutis ac rudibus, sed quadratis ac dedolatis lapidibus exstruendam curavit (Mabillon Annal. Tom. I. p. 328. Kreuser, Christl. Kirchenbau I. 257). Der Bischof

dagegen, namentlich da, wo reiche, befestigte Städte Mittelpunkte römischer Bildung geworden waren, erhielt sich römische Prachtliebe und römische Kunstübung aller Art. Die Gedichte des Venantius Fortunatus, Bischofs von Poitiers († nach 600) und die Nachrichten des Bischofs Gregor von Tours († 594) lassen die Bauthätigkeit in Gallien in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts, namentlich in den bischöflichen Städten noch sehr gross erscheinen. Nach den freilich poetisch ausgeschmückten Schilderungen, welche der erste in seinen Versen giebt, waren die zahlreichen, in den verschiedensten Gegenden Galliens erstehenden Kirchen noch in voller Pracht, mit goldglänzenden Mosaiken und mit Marmorsäulen geschmückt. Die eifertige und oberflächliche Bekehrung Chlodwigs (496) hatte die Gelegenheit zur Ausbreitung des Christenthums unter den Franken geboten, welche jetzt ihre Früchte trug, und den Bischöfen die Mittel gewährte und die Aufgabe stellte, diese jugendliche Begeisterung durch die Pracht des Cultus zu nähren. In der Regel wurde diese römische Kunst nur auf Kirchen verwendet; die Franken, obgleich reich und üppig geworden, richteten ihre Wohnungen noch nach alter, einfacher Sitte ein. Ihre Zimmer waren mit Teppichen, die Bänke und Sessel, auf denen sie nach aufgehobener Mahlzeit noch lange zu zechen pflegten, mit Polstern bedeckt, sie liebten, mit goldenen Gefässen zu prunken; aber ihre Häuser lagen mit Scheunen und Ställen in einer Einfriedigung, und selbst städtische Gebäude waren noch oft von Holz, durch Nägel zusammengehalten, durch deren Herausziehen man sie zerstören konnte¹). In den römisch gebildeten Städten und bei den Abkömmlingen der Römer erhielt sich aber auch in dieser Beziehung ein höherer Luxus. Namentlich erweckte ein Schloss, welches um 563 der Erzbischof Nicetius von Trier und zwar nicht in dieser noch immer wohlerhaltenen Stadt, sondern auf einem Berge an der Mosel, wo noch jetzt ein Ueberrest der späteren Burg Bischofstein steht, errichten liess, die Bewunderung der Zeitgenossen. Die Mauer, welche den weiten, auch Aecker enthaltenden Raum umschloss, war mit dreissig Thürmen befestigt, das Schloss selbst auf Säulen ruhend und so hoch, dass Venantius Fortunatus es einen zweiten, dem Berge aufgesetzten Berg nennt²). Die Kirchen behielten in Gallien noch durchgängig die Basili-

von Cahors erbaute um 630 seine bischöfliche Kirche non quidem nostro gallicano more, sed sicut antiquorum murorum ambitus magnis quadrisque saxis (Excerpta ex vita S. Desiderii ap. Bouquet t. III. p. 331). Vielleicht war das in dem Gesetze des Königs Luitprand (s. oben S. 516) tarifirte opus gallicum ebenfalls ein Bau in Bruchsteinen. Uebrigens wurde, besonders im nördlichen Frankreich, auch noch häufig in Holz gebaut.

¹) Greg. Tur. Hist. Franc. IX. 35. X. 27. III. 15. V. 33 etc. Alwin Schultz in den Mitth. d. k. k. Central-Commission VIII. 336.

²) Venantius Fortunatus, Carm. lib. III. c. 12. Wenn Fiorillo (I. 384) und Otte

kenform. Gebäude, welche wir dieser Zeit mit Sicherheit zuschreiben könnten, sind nicht erhalten; dagegen hat uns der Geschichtschreiber der Merowinger, Gregor von Tours, ziemlich ausführliche Beschreibungen zweier grosser Kirchen, die vor und zu seiner Zeit gebaut wurden, hinterlassen. So dunkel manche der von ihm gebrauchten Bezeichnungen sind, so geht doch soviel daraus hervor, dass es längliche Gebäude, in Kreuzform, mit runder Chornische, mit Säulen im Inneren und mit gerader Decke von mässiger Höhe waren, mithin Basiliken¹⁾. In den späteren Zeiten des

(Gesch. der deutschen Baukunst S. 48) nach dem Vorgange des trierischen Localhistorikers Hontheim annehmen, dass italienische Werkleute diese Burg ausgeführt, so ist das eine unerwiesene Vermuthung. Der Brief des Bischofs Rufus von Octodurus, in welchem er dem Nicetius „artifices de partibus Italiae accitos“ empfiehlt oder zuweist, lässt nicht ersehen, dass es Bauleute, und noch weniger, dass sie zum Bau dieser Burg bestimmt gewesen. Es kann an römisch gebildeten Handwerkern in Trier noch nicht gefehlt haben.

¹⁾ Die Basilika zu Clermont beschreibt er (Hist. Franc. lib. II. c. 16) als „150 Fuss lang, 60 breit, bis zur Decke im Hauptschiffe 50 Fuss hoch (in altum infra capsum usque ad cameram pedes 50); vorn eine runde Apsis, auf jeder Seite Flügel habend von zierlicher Construction, so dass das ganze Gebäude in Kreuzform ist, mit 42 Fenstern, 70 Säulen, 8 Thüren“. Binterim (Denkwürdigkeiten IV. Abth. 1) und neuerlich Hübsch a. a. O. S. 108 wollen das Wort camera durch Gewölbe übersetzen. Allein es hat in der klassischen Literatur nicht selten und ebenso in der mittelalterlichen die Bedeutung einer Balkendecke, und wird namentlich von Gregor von Tours kurz vorher in diesem Sinne gebraucht. Er erzählt nämlich in cap. 14, dass der Bischof Perpetuus die kleine Zelle, welche er über dem Grabe des h. Martin zu Tours vorgefunden, abgebrochen, dabei aber die „Camera“ dieser Zelle, weil sie zierlich gearbeitet gewesen, herausgenommen und in einer anderen von ihm zu Ehren der Apostelfürsten gebauten Basilika angebracht habe. Eine solche Versetzung konnte natürlich nur mit einer Holzdecke, nicht mit einem Gewölbe vorgenommen werden. Zweifelhafte ist das Wort capsum; es bedeutet den Rumpf eines Körpers und kann daher wohl auf das Schiff bezogen werden. Allein ob das Ganze oder welcher Theil? Da Gregor es bei der Höhe anführt und er ohne Zweifel die höchste Stelle des Gebäudes im Auge hatte, so muss es das Mittelschiff sein. Auffallend ist die grosse Zahl der Säulen, namentlich weil sie so viel grösser ist als die der Fenster; wahrscheinlich sind die Säulen einer Gallerie mitgezählt, schwerlich war die Basilika fünfschiffig. Die Paulskirche hatte 80, die alte Peterskirche in Rom noch mehr Säulen; aber dann wäre die Breite im Verhältniss zur Länge grösser geworden. Wie Mothes (Basilikenform S. 49) dazu kommt, eine Kreuzungskuppel anzunehmen, ist mir unerklärlich. Besonders da er selbst annimmt, dass die Schiffe nicht gewölbt, sondern mit einer Baldendecke versehen waren. Dunkler ist die andere Beschreibung, die der Basilika des h. Martin in Tours (eod. cap. 14). Habet in longitudine pedes 160 (nach anderen Lesarten 155), in latum 60, in altum usque ad cameram 45, fenestras in altario 32, in capso 20, columnas 41, in toto aedificio fenestras 52, columnas 120, ostia 8, 3 in altario, 5 in capso. Hier entsteht denn eine grosse Schwierigkeit dadurch, dass in altario 32 Fenster und mithin mehr sind als in capso, im Schiffe. In der Ausgabe des Greg. Tur. von Guadet und Taranne (Paris 1836) ist eine Restauration versucht, nach welcher das altarium (da es

merowingischen Geschlechtes, während der wilden Kämpfe, welche das Land verwüsteten, litt ohne Zweifel auch die Baukunst; indessen fehlte es doch nicht an Gelegenheit zu einzelnen prachtvollen Bauten, und in den geringen Ueberresten derselben finden wir noch immer unverkennbare Nachbildungen römischer Formen¹⁾. Römische Mauertechnik endlich erhielt sich nicht bloss im Süden Frankreichs, sondern selbst in den weniger romanisirten westlichen und nördlichen Gegenden bis in das 11. Jahrhundert²⁾.

Anders waren die Verhältnisse in England; römische Sitte und Technik hatten die entfernte Insel nur schwach berührt und waren nach dem Abzuge der römischen Heere völlig vergessen. Die Angelsachsen bedienten sich daher hier anfangs ausschliesslich des Holzbaues, und erst nach ihrer Bekehrung zum Christenthume, begannen sie steinerne Kirchen zu bauen. Edwin von Northumberland umgab die hölzerne Kapelle, in der er getauft war, gleich darauf (627) mit einem Steinbau; sein Bekehrer, St. Paulinus, errichtete massive Kirchen in Lincoln und in York. Allein es fehlte viel, dass diese neue Bauweise sofort Wurzel fasste, noch immer wurden daneben Kirchen in Holz gebaut, und als ein halbes Jahrhundert später die Saat des Christenthums reicher aufging und das Bedürfniss nach neuen und soliden kirchlichen Bauten wuchs, fehlte es an dazu geeigneten Arbeitern. Man wandte sich daher nach dem benachbarten Gallien; der Abt Benedict Biscopius, ein Eingeborener, der mit unermüdlicher Thätigkeit für die Civilisation seines Vaterlandes wirkte, reiste und sandte wiederholt nach Gallien (672—674), um Maurer, welche einen Steinbau herstellen konnten, und Leute, die in der in

über dem Grabe des Heiligen gebaut) eine kreisrunde Form erhält. Allein die Stelle scheint verdorben und lückenhaft. Es bleibt unerklärbar, woher im Schiffe eine ungerade Zahl der Säulen entstehen können, und wodurch die Zahl der Säulen im Ganzen sich so gewaltig gesteigert habe. Unwahrscheinlich ist es, dass der sorgsame Bischof eine so eigenthümliche Construction wie die vorausgesetzte nicht besonders gerühmt haben würde. Die Restaurationen beider Kirchen, welche Hübsch a. a. O. T. 48 giebt, sind ganz willkürlich und unwahrscheinlich.

¹⁾ So liess Dagobert I. die Abteikirche von St. Denis (von deren Erneuerung im 12. Jahrhundert später die Rede sein wird) prachtvoll ausschmücken; sie prangte mit Marmor, edeln Metallen und Teppichen. Hier und in der Kirche von Montmartre so wie in der Abteikirche von Jouarre hat man Kapitäle mit schlechter Nachahmung antiker Formen gefunden, welche der merowingischen Zeit anzugehören scheinen. *Rév. de l'Arch.* 1841. p. 289.

²⁾ Besonders beliebt war die Verbindung von Steinen verschiedener Farbe oder von Ziegeln und Steinen, oder das Mauerwerk mit schräger Lagerung der Steine (fischgrätenartig), immer also Constructionsarten, die einen malerischen Effect geben. Beispiele sind das Kirchlein St. Jean zu Poitiers, die Kirchen zu Savenières, St. Eusèbe zu Gennes (beide im Dép. Maine und Loire) und die unter dem Namen Basse-Oeuvre bekannte alte Basilika zu Beauvais. S. die beiden ersten bei Gailhabaud. Die Kirchen zu Poitiers und Beauvais vielleicht noch aus dem 7. oder 8. Jahrhundert, die anderen jünger.

England noch unbekanntes Kunst des Glasmachens erfahren waren, herbeizuholen¹⁾. Auch sein Freund Bischof Wilfred liess Maurer aus Gallien und selbst aus Rom kommen²⁾ und es entstanden nun noch im Laufe des 7. Jahrh. mehrere bedeutende Kirchen im Quaderbau, der nun hier noch entschiedener als schon in Frankreich den Namen des Römerbaues erhielt³⁾. Grösstentheils scheinen diese Kirchen Basiliken gewesen zu sein⁴⁾, indessen finden sich auch einige ungewöhnliche Anlagen; namentlich war die von Wilfred angelegte Marienkirche zu Hexham ein Rundbau, vielleicht mit vier Kreuzarmen⁵⁾. Allein diese Bauhätigkeit genügte nicht einmal, die

¹⁾ Bedae, Hist. abb. Wiremuth. Benedictus — Galliam petens, coementarios, qui lapideam sibi ecclesiam juxta Romanorum morem facerent; — misit legatarios Galliam, qui vitri factores, artifices videlicet Britanniis incognitos ad cancellandas ecclesiae porticumque et coenaculorum ejus fenestras adducerent etc. Lappenberg, Geschichte von England I. 170.

²⁾ Nach Richard Hagulst, lib. I. c. 5 verschrieb er aus Rom, Italien und Frankreich: caementarios et quoslibet alios industrios artifices.

³⁾ Der Nachfolger Benedicts, Abt Ceolf von Wiremuth sendet (710) dem Pictenkönige architectos qui romano more ecclesiam ex lapide construerent. Mabillon Annales Tom. II. p. 39 und Beda, Hist. eccl. lib. 5. c. 21.

⁴⁾ Bischof Wilfred baute in Ripon, „basilicam polito lapide . . . variis columnis et porticibus suffultam“. Eddius, vita Wilfr. cap. 17.

⁵⁾ Construxerat b. Wilfridus in eodem vico ecclesiam in honore beatissimae virginis Mariae opere rotundo, quam quatuor porticus quatuor respicientes mundi climata ambiebant. Acta SS. Bened. Saec. III. Part. I. p. 210. Dass auch die von demselben Bischof gebaute Andreaskirche zu Hexham ein Rundbau gewesen, wie man angenommen, steht keinesweges fest. Sie scheint nach der Beschreibung des Eddius im Leben Wilfrids cap. 22 ein rechtwinkliger Bau (mirabili longitudine et altitudine murorum), und wenn sie zugleich, wie der Beschreiber hinzufügt: variis linearum anfractibus viarum, aliquando sursum, aliquando deorsum, per cochleas circumducta war, so deuten diese dunkeln Worte eher auf Treppen, die zu Emporen führten, als auf einen Rundbau. Indessen muss der Bau doch ungewöhnlich gewesen sein, da unser Berichterstatter versichert, dass er nicht davon gehört habe, dass dieseits der Alpen irgend eine andere, so gebaute Kirche existire (neque ullam domum aliam talem aedificatam audivimus). Noch weniger war (wie Prof. Bock in Brüssel im Bulletin de l'Acad. de Belgique. 1850. S. 45 annimmt) die von Alcuin (741—780) errichtete Kirche zu York ein Polygonbau. Dass Alcuin (de Pontif. Eccles. Ebor. bei Gale S. 729) sie eine Basilika nennt, ist zwar nicht dagegen geltend zu machen, da auch das Aachener Münster gewöhnlich diesen Namen erhält. Aber es ist auch nichts in Alcuins Beschreibung, was darauf schliessen liesse, dass sie eine andere als die gewöhnliche Basilikenform gehabt habe. Die „columnae suppositae quae stant curvatis arcibus“ sind nur bogentragende Säulen, und die Verse

Pulchraque porticibus fulget circumdata multis
Plurima diversis rotinens solaria tectis.

lassen nur auf Emporen und verschiedene Höhe der einzelnen Theile schliessen. Erst unter König Alfred (872—901) finden wir wieder einen Centralbau in England in der Klosterkirche Adelingia (Athelney), wo aber, wie es scheint, die Enge des Raumes die Veranlassung gegeben. W. Malmesbury, de gest. Pontif. Angl. p. 145. Eine Zusammen-

nationale Gewohnheit des Holzbaues auch nur bei Kirchen völlig zu verdrängen und vermochte noch weniger Werke von bleibender Bedeutung hervorzubringen.

Einen höheren Aufschwung nahm die Baukunst des Nordens erst da, als die fränkischen Länder unter Karl dem Grossen zu einem mächtigen Reiche vereinigt waren.

Karl, der überhaupt in dem Bestreben nach römischer Civilisation dem Theoderich glich, war wie dieser nicht unempfänglich für Pracht und Glanz, und hielt es der kaiserlichen Würde, die auf ihn überging, angemessen, auch wahrhaft kaiserliche Denkmäler zu hinterlassen. In den ersten Decennien seiner Regierung nahmen ihn die steten Kriege, welche seine Gegenwart auf entfernten Schlachtfeldern forderten, und die Herstellung einer geregelten Verwaltung im Frankenreiche vollkommen in Anspruch; auch musste er sich erst die geeigneten Männer zur Ausführung seiner Gedanken heranbilden. Aber nachdem dies Nothwendige erreicht war, wandte er sich mit gleicher Energie der Befriedigung seiner Kunstliebe zu. Offenbar hatte ihn der Anblick der grossartigen Bauten von Rom und Ravenna tief ergriffen; er wollte die Pracht dieser ehemaligen Herrschersitze auf seinen neuen Staat übertragen. Er nahm daher, nach der in Italien selbst herrschenden Sitte, keinen Anstand den Palast Theoderichs in Ravenna zu diesem Zwecke zu plündern, liess sich vom Papste Hadrian die Erlaubniss ertheilen, Mosaiken, Marmor und ähnliche Prachtgegenstände daraus zu nehmen¹⁾, und schritt bald darauf zur Ausführung seiner Pläne. Er hörte es gern, wenn seine Dichter Aachen ein zweites, ein werdendes Rom nannten²⁾, und begann in seinen Residenzen zu Ingelheim, Nymwegen und Aachen Paläste zu bauen, welche die Bewunderung seiner Zeitgenossen erweckten. Für die gottesdienstlichen Bedürfnisse zu sorgen, die Kirchen anständig und reichlich auszustatten, trieb ihn seine Frömmigkeit ebenso sehr als seine Sorge für die Civilisation des Landes; der Kirche wandte sich daher seine Baulust in höherem Maasse zu. Eine Sage erzählt³⁾, dass er so viel Kirchen gestiftet, als Buchstaben im Alphabet, und dass er jeder einen goldenen Buchstaben von grossem Werthe geschenkt habe; eine Erfindung die wahrscheinlich die Zahl der kirchlichen Bauten Karls eher verkleinert als vergrössert, aber doch zeigt, wie das Volk seine Munificenz in geistlichen Stiftungen anerkannte. In einer Schrift, welche stellung dieser Beschreibungen giebt Britton Vol. V. und der 1846 bei Parker in Oxford erschienene Companion to the Glossary of terms.

¹⁾ Jaffé, Monumenta Carolina, S. 268. Das Schreiben des Papstes ist nicht datirt, und ergiebt durch seinen Inhalt nur, dass es zwischen 781 und 791 entstanden sein muss.

²⁾ Angilbertus Carmen de C. M. bei Pertz Scr. II. „Roma secunda“ „venturae moenia Romae“.

³⁾ Königshoven Chronik, ed. Schilter S. 103.

wenn auch nicht von dem Kaiser selbst, doch in seinem Namen und Auftrage verfasst ist¹⁾, vergleicht er die Kirchen seines Reiches mit denen des byzantinischen, und rühmt, dass während diese an Licht und Weihrauch, ja selbst an Erhaltung des Daches Mangel litten, die seinigen sogar mit Gold und Silber, mit Edelsteinen und Perlen ausgestattet seien. Er sorgte durch Gesetze, dass jeder, dem die Erhaltung einer Kirche obliege, diese Pflicht erfülle, er liess ihren baulichen Zustand durch seine Sendgrafen besichtigen²⁾.

Von seinen Schlössern ist uns nichts erhalten, doch geben gleichzeitige Schriftsteller in Prosa und in Versen Beschreibungen, aus denen sich wenigstens so viel ergibt, dass sie höchst prachtvoll und grossartig waren und ähnlich wie die Paläste der römischen und byzantinischen Kaiser aus vielen einzelnen Gebäuden bestanden. Wenn es in einer poetischen Schilderung des Ingelheimer Palastes heisst, dass er tausend Eingänge und tausend Höfe habe, so ist das ohne Zweifel nicht buchstäblich zu nehmen, aber es deutet doch darauf hin, dass eine grosse Zahl von einzelnen Sälen und Häusern bestand³⁾. Von dem Palaste zu Aachen erzählt ein anderer Schriftsteller, dass die Wohnungen der Hofbeamten so um das Palatium herum geordnet gewesen, dass der Kaiser durch das Gitter seines Obergeschosses die Aus- und Eingehenden habe beobachten können; dass ferner diese Nebengebäude auf Säulen geruht hätten, so dass unter ihnen nicht bloss Kriegersleute und Diener, sondern auch das Volk Schutz gegen Regen und Schnee, gegen Sonnengluth und Kälte fanden⁴⁾. Von den Wandgemälden, mit denen diese Paläste geschmückt waren, von den Schätzen, welche sie enthielten, wird weiter unten die Rede sein. Alle diese Pracht ist verschwunden; ein Paar Kapitäle im Museum und im Dome zu Mainz, gewöhnliche spät-römische Arbeit korinthischen Styles, einige Säulen im

¹⁾ In den berühmten und unten näher zu erwähnenden Libri carolini.

²⁾ Neander K. G. III. 488. Volumus itaque ut missi nostri per singulos pagos praevidere studeant, primum de ecclesiis quomodo structae aut destructae sint, in tectis, in maceris, sive in parietibus, sive in pavimentis, nec non in pictura etc. Capit. ann. 807. c. 7. Aehnliche Vorschriften wiederholt er häufig. Baluz. Capit. reg. Franc. t. I. p. 460. 612. 783. 855. 933.

³⁾ Ermoldus Nigellus, Carmen rerum Ludovici P. gestarum (bei Pertz Script. II.) Lib. IV. v. 181:

Quo domus alta patet, centum perfixa columnis,
Quo reditus varii, tecta que multimoda,
Mille aditus, reditus, millenaque claustra domorum.

Der Palast zu Ingelheim, obgleich nach Eginhards ausdrücklicher Bemerkung (cap. 17) von Karl angefangen, wurde erst unter der Regierung seines Sohnes vollendet.

⁴⁾ Monachus Sangallensis. Lib. I. c. 30 (bei Jaffé Monum. Carol. S. 661). Die letzterwähnte Einrichtung erinnert an die italienische, besonders in der Lombardei am Fusse der Alpen herrschende Sitte unter den Rathhäusern Säulenhallen anzulegen, in welchen

Schlosshofe zu Heidelberg, alle aus Ingelheim stammend, einige Fragmente von Säulenstämmen und Mauern daselbst an Ort und Stelle¹⁾, sind die einzigen erhaltenen Ueberreste dieser glänzenden Hallen.

Einen grossen Eindruck machte den Zeitgenossen der Gedanke Karls, den Rhein bei Mainz trotz seiner Breite von fünfhundert Schritten mit einer ganz von Stein errichteten Brücke zu überspannen. Schon in den früheren Jahren seiner Regierung hatte er hier eine Brücke vollendet, welche auf mächtigen Steinpfeilern ruhte, aber übrigens aus Holz bestand. Ein Jahr vor seinem Tode brannte dies Holzwerk ab und er beschloss nun und begann sie ganz von Stein herzustellen. Dies gewaltige Unternehmen wurde aber durch seinen Tod unterbrochen und noch achtzig Jahre nach demselben sah ein Dichter, dessen Verse uns erhalten sind, die in gleichen Abständen zwischen den Fluthen des Stromes emporragenden Steinmassen, und beklagt, dass ein so grosses Werk nun für immer unvollendet bleiben werde²⁾.

Von den kirchlichen Monumenten des Kaisers ist uns nur ein einziges geblieben, aber auch ein höchst wichtiges, die Kirche in Aachen, mit manchen Veränderungen zwar, aber im Ganzen noch vollständig. Schon die Zeitgenossen scheinen sie als die höchste Kunstleistung des Jahrhunderts betrachtet zu haben; wenn von Karls Bauthätigkeit die Rede ist, steht sie überall voran³⁾. Und in der That kann man sie als die höchste architektonische Leistung der Zeit betrachten, vollkommen ausreichend, um daran die Richtung und den Umfang der Kenntnisse derselben zu ermessen.

Die Gestalt der Kirche ist nicht die der Basiliken, sondern schliesst sich an die römisch-byzantinischen Central- und Kuppelbauten an. Ihre Bestimmung als Schlosskapelle und zugleich als Grabmonument des Stifters mochte die Wahl dieser Form herbeigeführt⁴⁾, der Anblick von S. Vi-

das Volk Schutz gegen das Wetter findet. Vgl. übrigens über diese Paläste im Allgemeinen Fiorillo, Deutschland I. 29, über die Lage des Aachener C. P. Bock in den Jahrbüchern der rhein. Alterthumsfreunde Heft 5.

¹⁾ Nähere Auskunft darüber giebt v. Cohausen in Heft 5 der: Abbildungen von Mainzer Alterthümern. Mainz 1852.

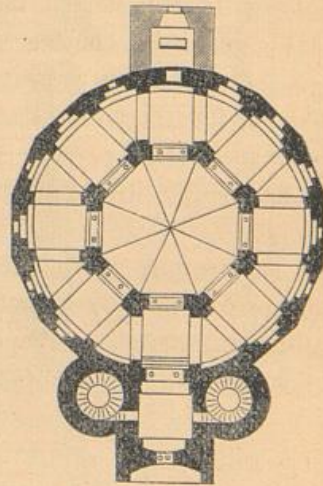
²⁾ Poeta Saxo. lib. V. v. 443 ff. Jaffé, Monum. Carol. p. 619. Eginhard Vita C. M. cap. 17. Der Mönch von St. Gallen spricht in dunkler Rede davon, dass der Brückenbau durch geregelte Theilnahme von ganz Europa zu Stande gekommen sei. Monachus Sangall. Lib. I. c. 30 bei Jaffé a. a. O. S. 661. Vielleicht hatte hier schon ein römischer Brückenbau bestanden, den Karl benutzte.

³⁾ Eginhard nennt diese Kirche und die Mainzer Brücke „inter praecipua“, der Poeta Saxo zeichnet sie noch stärker aus.

⁴⁾ Die Vermuthung, welche Prof. Bock in Brüssel im Bulletin de l'acad. de Bel-

tale in Ravenna dafür eingenommen haben. Wenigstens stimmt sie in den Maassen ziemlich mit diesem Vorbilde überein, während übrigens der Plan durchaus selbstständig ist und wesentlich davon abweicht. Sie besteht nämlich zwar wie S. Vitale aus einem inneren achteckigen, von einer hohen Kuppel überwölbten Raume, umgeben von einem Umgange geringerer Höhe, der sich in zwei Stockwerken gegen den Mittelraum öffnet, ist aber viel einfacher, man kann wohl sagen zweckmässiger, construiert¹⁾. Der Umgang ist nämlich nicht wie dort ebenfalls achteckig, sondern sechszehneckig, und zwar so, dass seine Seiten denen des innern Achtecks gleich sind und sich zu ihnen abwechselnd parallel und diagonal verhalten. Es ist dadurch erreicht, dass der Umgang abwechselnd in quadratische und dreieckige Felder zerfällt, jene den Seiten des inneren Achtecks entsprechend und im unteren Umgange mit Kreuzgewölben, diese an die inneren Pfeiler anstossend und mit einem, dem Kreuzgewölbe verwandten aus drei Kappen bestehenden Gewölbe überspannt. Acht starke Pfeiler ohne Kapitäle stützen im Innern den Mittelbau und tragen auf einfachen Kämpfergesimsen die Bögen des Untergeschosses, über welchen dann auf einem kräftigen Gesimse die bedeutend, etwa um die Hälfte höheren Arcaden des zweiten Stockwerks sich erheben, welches zwar ebenso wie das untere Geschoss durch halbkreisförmig geöffnete, auf Wandpfeilern ruhende Zwischenwände in sechszehn abwechselnd quadratische und dreieckige Felder getheilt, aber in anderer Weise überwölbt ist. Die Aussenwände dieser Empore haben nämlich bei Weitem nicht dieselbe Höhe wie jene nach Innen geöffneten Arcaden, so dass das auf den Zwischenwänden ruhende Tonnengewölbe nach dem mittleren Achteck hin ansteigt und so demselben zugleich als kräftige Strebe dient. Ueber den Arcaden erhebt sich dann die senkrechte Mauer des inneren Achtecks mit geringer Höhe,

Fig. 123



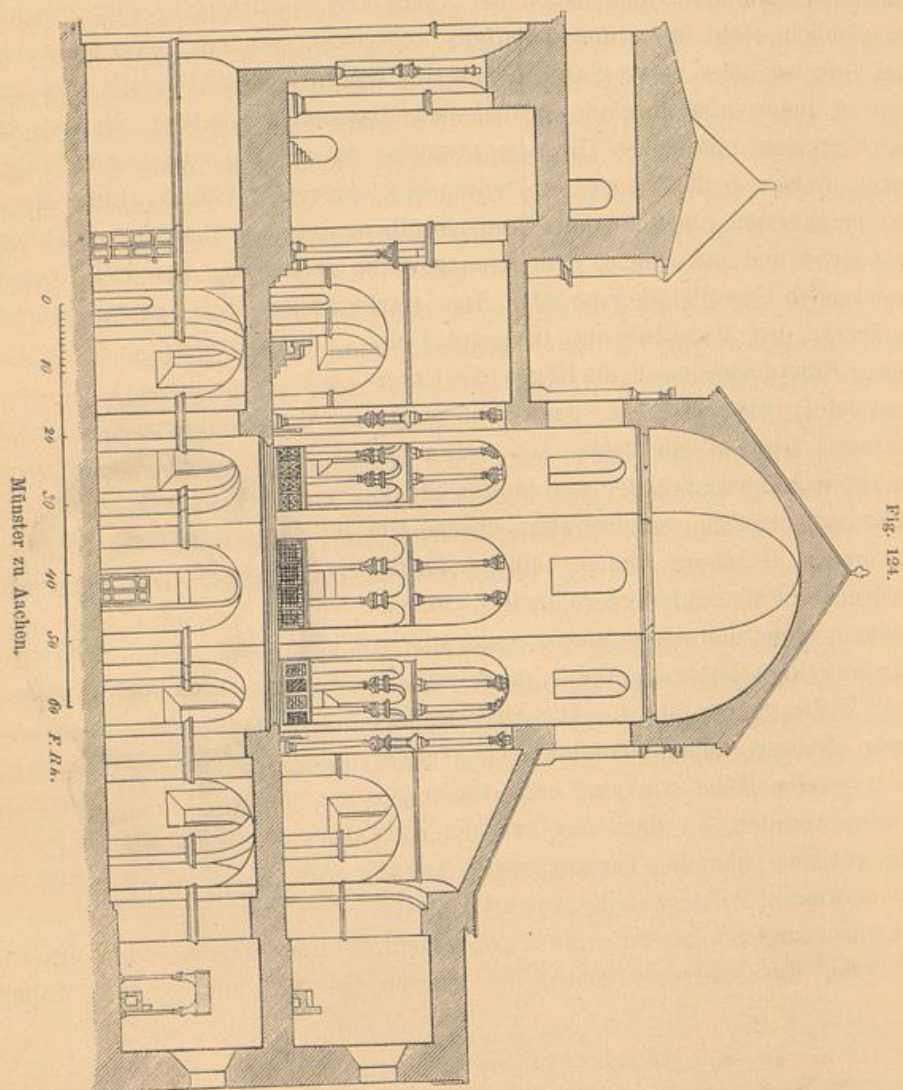
Münster in Aachen.

gique 1850. S. 45 ausgesprochen, dass eine in den Jahren 741—780 in York erbaute Polygonkirche das Vorbild gewesen, ist durchaus unerwiesen. S. über diese Kirche in York oben S. 525. Anm. 5.

¹⁾ Aufnahmen von Franz Mertens in der Wiener Bauzeitung 1840. S. 135, dann bei E. Förster, Denkmale deutscher Baukunst II. S. 41 ff., Isabelle Edif. circ. tab. 54, 55. Hübsch a. a. O. Taf. 49. Die Spannung der Kuppel beträgt etwa 50, die Höhe des inneren Achtecks etwa 100 Fuss.

Schnaase's Kunstgesch. 2. Aufl. III.

die aber genügt, acht ziemlich grosse rundbogige Fenster aufzunehmen, über denen dann das Ganze mit einer, nicht wie in S. Vitale kugelförmigen, sondern in acht Kappen gebrochenen Kuppel schliesst. Die ganze Anlage ist also sehr viel einfacher, klarer, nüchterner, als die von S. Vitale; die statische Berechnung ist eine durchaus richtige, aber auch unverhüllte. Der Urheber des Planes hat sich die Aufgabe klar vor Augen



gestellt und immer den kürzesten Weg gewählt. Auf die volle Kugel-
fläche der Kuppel, auf den Parallelismus eines inneren und äusseren Octo-
gons hat er verzichtet, aber dafür auch die künstliche Anlage der Halb-
kuppeln und die schwierige Ueberleitung aus dem Achtecke in die Kreis-
fläche der Kuppel vermieden und das erste Beispiel eines einfach und

consequent durchgeführten Strebesystems gegeben, das trotz ziemlich mangelhafter technischer Ausführung den Jahrhunderten und der Zerstörung Trotz geboten und weiteren Erfindungen vorgearbeitet hat¹⁾.

Dieser einfachen und strengen Anlage wurde dann ein reicher Schmuck angepasst. Jene oberen Arcaden, deren unverhältnissmässig weite Oeffnungen an sich etwas leer erscheinen mussten, wurden durch eine eigenthümliche doppelte Säulenstellung gefüllt. Je zwei freistehende Säulen etwa von halber Höhe der Arcade durch drei Bögen unter sich und mit den Seitenwänden verbunden, trugen ein Gesims, von welchem dann zwei andere kleinere, jenen unteren entsprechende Säulen bis zu dem Bogen der Oeffnung aufstiegen, in dessen innere Leibung sie ohne irgend eine architektonische Function durch ein auf ihrem Kapital ruhendes formloses Pfeilerstück eingriffen. Die Schäfte dieser Säulen sind in den Dimensionen und im Stoffe ungleich, theils von edlen Marmorarten, theils von Granit, bald polirt, bald rauh, die Kapitäle theils korinthisch theils compositer Ordnung, beide augenscheinlich nicht für dies Gebäude gemacht, sondern aus verschiedenen antiken Gebäuden entnommen. Auch bemerkt Eginhard ausdrücklich, dass Säulen, die der Kaiser aus Rom und Ravenna herbeigeschafft habe, in der Kirche verwendet seien, wobei er, da keine anderen Säulen darin vorkommen, nur diese gemeint haben kann. Es ist daher wohl möglich, dass das Vorhandensein dieser mühsam über die Alpen geführten, kostbaren Säulen, für deren constructive Verwendung der in schlichter Consequenz durchgeführte Pfeilerbau keine Stelle darbot, und demnächst der Vergleich der nackten und schmucklosen Arcaden mit dem reichen Formenspiel der durch die Halbkuppeln motivirten Säulenstellungen in S. Vitale, während oder nach der Vollendung des Baues den Gedanken dieser bloss prunkenden, überflüssigen Anordnung erzeugt hat²⁾. In Italien ist eine solche, soviel wir wissen, nicht vorgekommen, wohl aber findet sie sich in der Sophienkirche von Constantinopel, nur nicht, wie hier, an offenen Bögen, sondern an den kolossalen Fenstern, wo dann diese Säulen-

¹⁾ Im südlichen und mittleren Frankreich bedeckte man sehr frühe das Mittelschiff der Basilika mit einem Tonnengewölbe, die Seitenschiffe oder die über denselben befindlichen Emporen aber mit halben Tonnengewölben, welche sich also als Strebebögen an die obere Wand anlehnten. Die steil ansteigenden Tonnengewölbe über den Emporen des Aachener Münsters haben dieselbe Bedeutung und können so als Vorbilder jener Anordnung angesehen werden, welche dann später wieder wesentlich zur Bildung des Strebesystems der Gothik beitrug.

²⁾ Eginhard, Vita C. M. cap. 26. Hübsch a. a. O. nimmt mit Beziehung auf eine mir unbekannt Abhandlung des Prof. Bock in Brüssel an, dass diese Säulenstellungen dem Gebäude nachträglich hinzugefügt seien. Nach jener Stelle Eginhards kann das nur in der im Texte angedeuteten Weise gedacht werden, wo es denn allerdings wahrscheinlich ist.

stellung ein nützliches und selbst nothwendiges Rahmenwerk zur Sicherung der schweren, in Marmor ausgeführten und durch die Marmorscheiben belasteten Fenstersprossen bildete¹⁾.

Von der sonstigen reichen Ausstattung des Inneren mit Marmor und anderen glänzenden Stoffen, deren Eginhard erwähnt, ist wenig übriggeblieben. An der Kuppel und selbst in den Fensterleibungen, und daher wahrscheinlich auch an den grossen dazu so sehr geeigneten Wölbungen der Emporen waren Mosaiken angebracht. Auch an Metallschmuck fehlte es nicht; vier zweiflügelige, zum Theil sehr grosse eiserne Thüren, mit regelmässiger Eintheilung in mehrere Felder, und die Broncegitter der Empore sind noch jetzt erhalten; diese mit sehr zierlichen, meistens antiken Vorbildern nachgeahmten Mustern, aber doch mit charakteristischer Auswahl und in eigenthümlichem, rhythmischem Wechsel, auf den ich später zurückkommen muss²⁾. Mit diesem Reichthume der Ausstattung steht die Dürftigkeit und Unvollkommenheit der architektonischen Gliederung in einem eigenthümlichen Gegensatze. Der ganze Innenraum zeigt eigentlich nur die nackte Structur des Achtecks mit den für die Verbindung mit dem Umgange nöthigen Bogenauschnitten. Die Pfeiler sind nichts als die Winkel dieses achteckigen Baues; das Kämpfergesims des unteren Stockwerkes ist in starrer und ärmlicher Weise profilirt, den oberen Arcaden fehlt selbst dieser bescheidene Versuch einer Gliederung. Das Aeussere des Umganges ist später so verändert, dass sich die ursprüngliche Anordnung nicht mehr erkennen lässt. Dagegen ist der senkrechte Theil des Kuppelbaues noch erhalten, und zeigt ohne weitere Ausbildung der Flächen an den Ecken des Achtecks eine den Strebepfeilern ähnliche Mauerverstärkung, welche oben ziemlich gedankenlos von einem roh gearbeiteten korinthischen Kapitale bekrönt ist. Dazu kommt, dass das Technische in der Behandlung des Steins, sowohl in den Verzierungen als im Mauerwerk, überaus nachlässig und roh ist und selbst hinter den Arbeiten der spät-römischen Zeit bedeutend zurücksteht.

Ziehen wir die Summe aller dieser Erscheinungen, so finden wir das verständige Element dem Künstlerischen und Technischen vorausgeeilt. Der Meister dieses hervorragenden Baues ist mit den statischen Gesetzen wohl

¹⁾ Salzenberg a. a. O. Taf. 17. Die Anordnung in der Sophienkirche ist, obgleich, die unorganische Verbindung der oberen Säulen mit dem Bogen auch hier vorkommt, dennoch weniger anstössig, weil die Kapitäle nicht korinthisch, sondern als ausladende Würfel gestaltet sind, und die Trennung beider Säulenreihen nicht durch Bögen, sondern durch einen einfachen Architrav bewirkt ist. Der Gedanke des Rahmens ist dadurch deutlicher ausgesprochen.

²⁾ Dass Thüren und Gitter aus Karls Zeit stammen ergibt sich, in Verbindung mit dem Charakter der Arbeit aus ihrer Erwähnung bei Eginhard Vita C. M. cap. 26.

vertraut gewesen und hat die Kühnheit und Kraft gehabt, sie wenn auch im Sinne und auf Anregung römischer Vorbilder doch in neuer und selbstständiger Construction anzuwenden. Dagegen ist ihm der Sinn für die feinere künstlerische Durchbildung, für organische Gliederung und für die Entwicklung des Ornaments aus der Construction noch nicht angeschlossen; er behandelt den Schmuck wie einen willkürlichen Zusatz, ohne inneren Zusammenhang mit dem Ganzen, und lässt sich dabei unbedingt von römischen Vorbildern leiten. Dazu kam, dass ihm die Unterstützung geschickter Handwerker fehlte. Die Bildung, welche selbst bei den begabten und gelehrten Männern eine noch neue und oberflächliche, aus der Verstandesregion noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen war, hatte auf die niedrigere Klasse noch weniger Einfluss haben können. Die nachlässige Behandlung des Steines, die ungleiche und ungenaue Durchführung aller Formen zeigt dass die rohe Hand der Werkleute noch nicht fähig war, sich an Ordnung und Regel zu binden.

Ueber den Urheber des Planes haben wir keine Nachricht¹⁾. Dass Ansigis, der nachherige Abt des Klosters Fontanelle, und vor ihm Eginhard die Leiter des Baues gewesen, wie von neueren Schriftstellern angenommen wird, ist nicht unwahrscheinlich, aber auch nicht erwiesen²⁾. Beide waren kunstverständige und während des Baues in Aachen im Dienste Karls lebende Männer. Eine glaubhaft berichtete Inschrift in der Kirche selbst nannte einen sonst unbekanntem Meister Otto als den, der den Bau vollendet habe³⁾. Im Uebrigen kennen wir die Geschichte des Baues ziemlich genau. Etwa im Jahre 796 begonnen, wurde die Kirche im Jahre 804 geweiht. Im 14. Jahrhundert wurde das ursprüngliche, kleine und viereckige zweistöckige Altarhaus⁴⁾ im Osten der Kirche abgebrochen und durch den noch jetzt bestehenden prachtvollen hohen Chor verdrängt,

¹⁾ Der Mönch von St. Gallen (lib. I. c. 28 bei Jaffé a. a. O. S. 659) schreibt den Plan dem Kaiser selbst zu (*fabricare propria dispostione molitus*), was natürlich bei dem selbst des Schreibens unkundigen Helden nur in sehr allgemeinem Sinne richtig sein kann.

²⁾ Kugler, *Baukunst* I. 408. Otte, *Gesch. d. d. Baukunst* I. 70. Pertz *Scr.* II. 427. Ansigis war „*Exactor operum regalium in Aquisgrani palatio regio*, und zwar unter der Oberleitung Eginhards. Aber man kann unter diesem Ausdrücke schwerlich eine architektonische Function verstehen; er bezog sich vielmehr auf die Werkstätten für kleinere Kunstwerke, welche Karl in Aachen unterhielt. Jaffé a. a. O. S. 490.

³⁾ *Insignem hanc dignitatis aulam Karolus caesar magnus instituit; egregius Odo magister explevit, Metensi fatus in urbe quiescit.* Diese Inschrift, als eine in der Kapelle befindliche bezeichnet, fand Jaffé in einem Wiener Codex von einer Hand des zehnten Jahrhunderts vermerkt. Dasselbst S. 536.

⁴⁾ Seine Gestalt ist durch Ausgrabungen im Jahre 1861 ausser Zweifel gesetzt. *Organ für christl. Kunst* 1861. S. 274.

später das Aeussere durch Hinzufügung anderer Nebenkappen verändert, im 18. Jahrhundert endlich auch das Innere, selbst das damals noch erhaltene Kuppelmosaik durch Stuccatur im damaligen Style bedeckt und verdorben. Im Jahre 1794 wurden dann die Säulen aus den Arcaden ausgebrochen und nach Paris geschleppt, von da aber im Jahre 1813 grösstentheils zurückgebracht, und bei der seit 1844 begonnenen Restauration wieder in früherer Weise aufgestellt. Aber trotz aller dieser Veränderungen ist der Kern des Karolingischen Baues erhalten, und die Phantasie kann sich den Glanz der Kaiserkrönung in diesen Hallen vergegenwärtigen. Noch steht der Kaiserstuhl und bauliche Eigenthümlichkeiten bestätigen die Sage, dass vom Boden des Münsters aus am Krönungstage eine hohe Treppe in das obere Stockwerk des Umganges hineinführte.

Es ist merkwürdig, dass wir hier im Norden sowohl in der Anlage des ganzen Gebäudes, als in den Säulenstellungen der Arcaden eine Annäherung an den byzantinischen Styl finden, der selbst in Italien nur wenig angewendet war. Eine unmittelbare Einwirkung byzantinischer Künstler ist dabei keinesweges anzunehmen; Karl liess, wie sein Chronist erzählt, zum Bau der Aachener Kirche kundige Männer aus weiter Ferne, aus allen Ländern diesseits des Meeres¹⁾ herbeikommen; an Griechenland, von woher man nicht leicht durch die unwirthlichen Gegenden ungarischer und slavischer Völker zu Lande, sondern zur See zu kommen pflegte, dachte man also in dieser Beziehung nicht, sondern nur an Italien und die verschiedenen gallischen Provinzen. Wohl stand der Kaiser mit byzantinischen Herrschern in freundlicher Verbindung; er empfing Gesandtschaften und Geschenke von ihnen; er verstand selbst griechisch und unter seinen Mönchen gab es manche die sich gern durch einen griechischen Ausdruck einen Schein der Gelehrsamkeit gaben. Aber nichts deutet darauf hin, dass dieser Verkehr oder diese Studien sich auf Künstlerisches erstreckten²⁾. Keiner der karolingischen Schriftsteller, auch nicht Eginhard, der doch selbst Künstler war und sich um bauliche Angelegenheiten so sorgfältig bekümmerte, dass er selbst den Vitruv studirte, lässt uns spüren,

¹⁾ Monach. S. Galli de Vita Car. M. I. c. 28. Ex omnibus regionibus cismarinis. Fiorillo, Gesch. d. z. K. in Deutschland I. S. 31 weicht daher, wenn er die Werkmeister aus „Italien und Griechenland“ kommen lässt, von seiner Quelle ab, und noch mehr, wenn er (eod. S. 19) operarios transmarinos als herbeigeholt anführt.

²⁾ Der Beschreiber der Bauten des Ansigis in Fontanelle nennt die Bibliothek Pyrgiscos (Thürmchen), den Kapitelsaal Beleterion, ohne Zweifel für Buleuterion (Rathsversammlung), was um so sicherer nicht von griechischen Technikern her stammt, sondern nur ein Prunken mit nicht einmal vollständig verstandenen griechischen Vocabeln ist, als er selbst kurz vorher gesagt hatte, dass Ansigis nur Arbeiter von dieser seit des Meeres gehabt habe. Gesta abb. Fontanellensium bei Pertz, Monumenta II.

dass man auch nur das Dasein einer eigenthümlichen byzantinischen Kunst ahnete. Italien dagegen, das der Kaiser selbst gesehen, hatte ihm tiefen Eindruck gemacht, die Werke der römischen Imperatoren und vielleicht die seines grossen Vorgängers in der Verschmelzung römischer und germanischer Sitte, des Theoderich, waren es, denen er nacheiferte. Selbst die Materialien seines Baues nahm er grösstentheils aus Italien; Quadersteine wurden zwar auch aus den Mauern von Verdün, Säulen aus Trier, aber die edleren Stoffe, Marmor, Mosaiken und Säulen aus Rom und Ravenna herbeigeschafft. Sogar eine Reiterstatue Theoderichs musste sich die Aufstellung in dem Palaste zu Aachen gefallen lassen. Die Quellen, aus welchen Karl und seine Gehülfen ihre Kunstansichten schöpften, waren also durchaus römische, die Schriften des Vitruv, die Bauten von Rom und Ravenna. An die Einführung eines neuen Geschmacks dachten sie nicht, sondern nur an Erhaltung des alten, der schon seit der Römerzeit in diesen gallischen Gegenden einheimisch war. Wenn daher der Plan der neuen Kirche sich an den von S. Vitale anschloss, so erklärt sich das ganz einfach aus der engen Verbindung mit Ravenna. Anders verhält es sich freilich mit der Säulenstellung in den Arcaden, welche in der That direct von der Sophienkirche, da nur da Aehnliches vorkommt, entlehnt sein wird. Aber freilich genügte zu dieser Entlehnung, da die Ausführung eine ganz andere ist, schon die Anschauung oder Beschreibung eines Laien, und überhaupt ist es entscheidend, dass wir in den Details überall keinen Anklang an byzantinische Architektur finden. Die Kapitäle, sowohl im Inneren der Kirche als an den Pilastern der Kuppel, sind durchweg römische, zum Theil von alten Gebäuden herrührend, zum Theil aber auch von Arbeitern der Zeit nachgebildet.

Der Eindruck, den dieser Bau auf die Gemüther der Zeitgenossen und der folgenden Geschlechter machte, lässt sich aus den Nachahmungen erkennen, die theils noch jetzt vorhanden, theils uns durch Berichte bekannt sind. Karl selbst liess in seinem Palaste zu Nymwegen¹⁾, sein Sohn Ludwig in Theodonis villa, dem heutigen Thionville, die Schlosskapelle²⁾, der Bischof Notker zu Lüttich im Jahre 981 eine Johanniskirche³⁾ nach diesem Vorbilde erbauen. Auch von der längst zerstörten Walburgiskirche zu Gröningen vermuthet man dasselbe⁴⁾. Sehr merk-

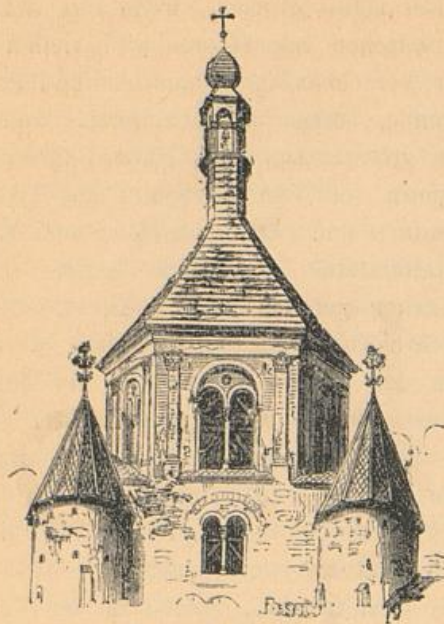
¹⁾ Die noch jetzt bestehende Kapelle, anscheinend eine Erneuerung aus dem 12. Jahrhundert, lässt noch den Grundplan erkennen. A. Oltmanns, *déscription de la chapelle carlovingienne etc. de Nimègue*. 1847.

²⁾ Der Continuator Reginonis (Pertz, *Mon. Ser. I. p. 618*) erwähnt bei der Zerstörung dieser Kapelle im J. 939 ihrer Erbauung „*instar Aquensis*“.

³⁾ Fiorillo, *Deutschland*, II. S. 88. Der noch jetzt erhaltene, im vorigen Jahrhundert hergestellte Bau hat eine dem Aachener Münster ähnliche Anlage.

⁴⁾ Oltmanns a. a. O. p. 48 und Kugler, *Gesch. d. Baukunst* II. 362.

Fig. 125.



Octogon am Münster zu Essen.

würdig ist dann der westliche Chor der Stiftskirche in Essen, wahrscheinlich aus der Mitte des zehnten Jahrhunderts, der mit drei Polygonseiten schliesst und mit einem achteckigen Thurmbau bekrönt ist, welche beide genaue Nachbildungen der entsprechenden Theile der Aachener Kirche sind¹⁾. Eine vollständige verkleinerte Copie des ganzen Münsters mit geringen und leicht zu erklärenden Abweichungen in den Details ist dann die noch wohlhaltene Kirche des Nonnenklosters zu Ottmarsheim im Elsass, aus der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts²⁾, während gleichzeitig, in der Kirche S. Maria zum Capitele in Köln wenigstens eine Arcade mit der doppelten Säulenstellung wiederum wie in Essen

und Ottmarsheim behufs der Empore eines Nonnenchors, jenem Vorbild nachgeahmt wurde³⁾.

Als eine Nachahmung der „Basilika zu Aachen“ (denn diesen, ohne Rücksicht auf die Form, von den grossen Kirchen Roms hergeleiteten Ehrentitel gab man schon seit Eginhards Tagen dem Münster) nennt ein Chronist des zehnten Jahrhunderts dann auch die kleine Kirche zu Germigny-les-Prés (Dép. Loiret); welche noch bei Karls Leben von dem Bischof Theodulphus von Orléans erbaut wurde, und die noch jetzt, wie wohl nur als Chor zu einem später angebauten Langhause erhalten ist.

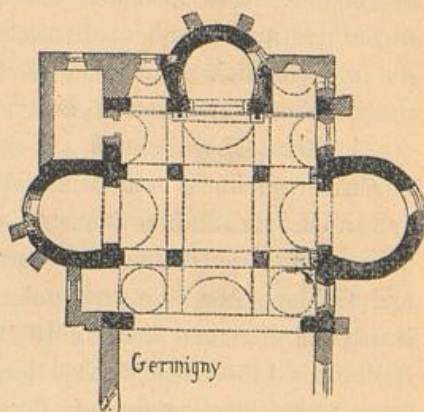
¹⁾ Vgl. eingehende Untersuchungen nebst Abbildungen bei v. Quast und Otte, Zeitschrift für chr. Arch. u. Kunst Bd. I. S. I ff.

²⁾ Jacob Burckhardt in den Mitth. d. Gesellsch. für vaterl. Alterthümer in Basel. 1844. Meine im Kunstbl. 1843 Nr. 24 und in der ersten Auflage dieser Kunstgeschichte Bd. III. S. 497 aufgestellte Ansicht, dass der Bau noch dem 9. Jahrhundert zuzuschreiben sei, habe ich bereits Bd. IV. 2. S. 101 der 1. Aufl. zurückgenommen.

³⁾ Beide Kirchen, die von Ottmarsheim und die erwähnte Kölner Kirche erhielten ihre Weihe durch Papst Leo IX. bei seinem Aufenthalte in Deutschland (1049–1054). Die Entdeckung und Bekanntmachung der jetzt verborgenen Stelle in S. Maria verdanken wir v. Quast (Jahrb. der rhein. Alterthumsfreunde Bd. XIII. S. 180 ff.) Vgl. über alle diese Nachbildungen Otte, Gesch. d. deutschen Baukunst S. 85 ff., der mit Recht darauf aufmerksam macht, dass in den genannten drei Fällen die Ausstattung der für den Sitz der Nonnen bestimmten Empore die Veranlassung zur Nachahmung jener Säulenstellung gab.

Der Vergleich bezieht sich aber ohne Zweifel nicht auf die bauliche Anordnung, sondern auf die kostbare Ausstattung, von der noch jetzt ausser einigen Stuckornamenten das grosse Mosaikbild der Altarnische erhalten ist¹⁾. Der Bau selbst ist ganz anderer Art, aber wohl für die karolingische Zeit charakteristisch. Er ist nämlich weder polygonisch noch mit einer grossen Kuppel versehen, sondern ein Quadrat, das durch vier in ihrer Mitte quadratisch aufgerichtete Pfeiler und die von ihnen nach den Aussenwänden geschlagenen Bögen in neun Felder getheilt ist, von denen das mittlere als ein viereckiger, aber nicht überwölbter Thurm über den Umgang emporragt, in welchem die vier gleichen Kreuzarme mit hohen Tonnengewölben, die vier Eckquadrate aber theils ebenfalls mit Tonnengewölben, theils mit kleinen Kuppeln gedeckt sind, und endlich jene in Osten und auf beiden Querarmen mit ziemlich tiefen Apsiden zusammenhängen. Der Plan hat also eher eine Verwandtschaft mit kleineren byzantinischen Kirchen als mit dem Aachener Münster, aber er hat mit diesem das Bestreben nach ungewöhnlichen An-

Fig. 126.



Germigny-les-Prés.

¹⁾ Abbildungen mit einem von Mérimée verfassten Texte in César Daly, *Révue de l'Arch.* VIII, pl. X, u. XI, p. 113. Albert Lenoir, *Archit. monastique.* II, p. 29, 107, 126 ff. Der Chronist beginnt mit den Worten: (Theodulphus) basilicam miri operis, instar videlicet ejus quae Aquis est condita, aedificavit, setzt dann aber hinzu: Aemulatus in hoc facto magnum Karolum, qui ea tempestate Aquisgrani palatio tanti decoris aedificaverat ecclesiam, ut in omni Gallia nullam habebat similem (*Gall. Christ.* VIII, p. 1420. Mabillon *Annal. Bened.* II, p. 317). Es scheint also und ist sehr begreiflich, dass der Chronist nur an die gleiche Pracht des Schmuckes dachte. Kuglers Annahme (*Gesch. der Baukunst.* II, 212), dass der gegenwärtige Bau, weil dem Aachener Münster unähnlich, nicht der des Theodulphus sei, ist nicht haltbar. Denn die Aechtheit der Altarnische ist durch das darin befindliche Mosaik, die der Kreuzconchen durch ihre genaue Uebereinstimmung mit jener, dadurch aber verbürgt, dass die ursprüngliche Anlage im Wesentlichen dem jetzigen Bau identisch gewesen, was nicht ausschliesst, dass einige Details später verändert sind. Allerdings wird, wie Kugler geltend macht, in einem ebenfalls noch dem zehnten Jahrhundert angehörigen Berichte eines Brandes gedacht, aber in einer Weise, welche nicht auf Zerstörung des Gebäudes, sondern nur auf Beschädigung des Schmuckes schliessen lässt. Theodulphus habe, so heisst es in dem Berichte, dort eine Kirche von so wunderbarer Arbeit erbaut, dass sie, bevor sie einen Brand erlitten (antequam igne cremaretur), in ganz Neustrien ihres Gleichen nicht gehabt habe. Die Technik des Mauerwerkes entspricht, nach dem Urtheile der französischen Berichterstatter (vgl. Viollet-le-Duc. VIII, 472) der karolingischen Zeit.

ordnungen gemein, das der karolingischen Zeit eigen war, und von dem wir später noch andere Beispiele kennen lernen werden.

Die Pflege der Wissenschaften und Künste war nach Karls Tode nicht mehr an den Höfen seiner Nachfolger zu suchen; sie fand ihren Sitz nunmehr in den Klöstern, namentlich in den grossen deutschen Klöstern von St. Gallen, Hirschau, Fulda und Corvey, die in der allgemeinen Zerstörung und Verwilderung wie ruhige Inseln eines aufgeregten Meeres erscheinen. Die frommen und gelehrten Männer, welche an der Spitze dieser Institute standen, betrachteten es bald als ihre wichtigste Aufgabe, die ursprünglich klein und dürftig angelegten Kirchen durch neue und prachtvollere zu ersetzen und mit Bildwerk und Metallen zu schmücken. Sie hielten daher Schulen, in welchen fähige Novizen nicht bloss in der Schönschreibekunst und Miniaturmalerei, sondern auch in der Architektur und allen verwandten Künsten unterrichtet wurden. Die Chroniken sind voll von der Aufzählung der vortrefflichen Baumeister, Maler, Bildschnitzer und Goldarbeiter, die sich unter diesen Geistlichen hervorthaten, die Lebensbeschreibungen der Aebte liefern zahlreiche Nachrichten über sie; die Reihe der klösterlichen Künstler, welche sich noch weithin in das Mittelalter erstreckt, beginnt mit ihnen. Die Beschreibungen ihrer Bauten, an denen es ebenfalls nicht fehlt, sind freilich fast immer dunkel und schwülstig; die mönchischen Erzähler lieben es, sie durch symbolische Beziehungen zu würzen. Indessen verdienen sie um so mehr Beachtung, als die Zeit und der langerhaltene Reichthum dieser berühmten Abteien nur wenige Spuren jener frühen Thätigkeit übrig gelassen hat.

Aus der grossen Zahl dieser Klosterbauten will ich einige erwähnen; zunächst solche, bei denen der Zusammenhang mit der Bauschule von Aachen augenscheinlich ist. Die Abtei Centula in der Picardie (später St. Riquier, unfern Abbeville) wurde durch Angilbert, den Günstling Karls, in den Jahren 793—814 mit reicher Unterstützung seines Gönners neu und so prachtvoll erbaut, dass man behauptete, es seien dazu Marmorsäulen aus Rom und Ravenna verwendet. Der alte Bau ist längst unkenntlich geworden; nach einer Zeichnung in einem Manuscripte, welche von Mabillon publicirt ist, enthielt das Kloster drei Kirchen, von denen die grösste, eine Basilika mit einem Kreuzschiffe und einem demselben ähnlichen Vorbau, mit den beiden anderen durch Mauern verbunden war und so in einem unregelmässigen Vierecke die Klostergebäude umschloss¹⁾. In der Abtei Fontanelle (St. Wandrille, unfern Rouen), welche der Kaiser dem Ansigis, der unter Eginhards Leitung Vorsteher der Werkstätten in

¹⁾ Vgl. Hariulfi Vita Angilb. abb. in Mabillon Act. SS. ord. Bened. Saec. IV. P. 1. p. III. und 112. Die Länge der Hauptkirche bildete die vierte Seite.

Aachen gewesen war, übertrug, fand dieser bereits acht Kirchen vor, so dass er seine Baulust nur an den Klostergebäuden üben konnte, die er in symmetrischer Anlage aus festen Steinen und mit reicher künstlerischer Ausstattung vollendete. Unter den Kirchen war die Hauptkirche 290 Fuss lang, also ohne Zweifel eine mächtige Basilika, während von einer anderen erwähnt wird, dass sie eine Empore (Solarium) habe, was an eine Verwandtschaft mit dem Aachener Münster zu denken gestattet¹⁾.

Wichtiger als diese französischen Klöster ist Fulda, das im Jahre 744 unter der Leitung des h. Bonifacius gestiftet, nach dem Martyrium dieses hochverehrten Bekehrers im Jahre 755 seine Grabstätte, und als solche das Ziel zahlreicher Pilger wurde. Schon vor dem Tode des ersten Abtes Sturmius († 779) war die ursprünglich in einer Einöde errichtete Abtei von einer Bevölkerung von etwa 4000 Seelen umgeben, und die Zahl der Mönche so gewachsen, dass eine Erweiterung der Kirche nöthig wurde. Seinem Nachfolger, dem Abte Baugulf, genügte auch dies nicht er benutzte das Talent eines bauverständigen Mönches, Ratgar, zur Errichtung einer grossartigen Basilika mit einer östlichen Apsis und einem davorgelegenen Kreuzschiffe (transversa domus), welche demnächst als Ratgar zur Würde des Abtes emporgerückt war (802) noch den Zusatz einer westlichen Apsis erhielt und so das erste Beispiel der nachher in Deutschland oft vorkommenden doppelhörigen Kirchen gab. Sein Nachfolger Eigil liess unter Leitung eines andern baukundigen Mönchs Racholf diesen beiden Chören prachtvolle Krypten mit Gewölben, die auf Säulen ruheten, hinzufügen²⁾, und überhaupt den Bau dieser Salvatorskirche vollenden, welche im Jahre 819 die Weihe erhielt. Ausser dieser Hauptkirche hatte schon Ratgar zwei kleinere Kirchen bauen lassen, zu denen dann noch durch den Abt Eigil ein eigenthümlicher Bau hinzukam, die St. Michaelskirche, auf dem innerhalb der Clausur belegenen Begräbnissplatze der Mönche, geweiht 820, die, einer der wenigen unschätzbaren Ueberreste aus dieser Zeit, trotz einiger späteren Aenderungen und Anbauten im Wesentlichen erhalten ist³⁾. Die Beschreibung dieses Baues, welche der Mönch Candidus, Zeitgenosse Eigil's, in der metrischen Biographie desselben giebt und die prosaischen Klosterchroniken im Westlichen wiederholen, betrachtet ihn

¹⁾ Gesta abbatum Fontanellensium bei Pertz Scr. II.

²⁾ Nachrichten über diese Bauten geben die Klosterchroniken von Fulda und besonders die metrische Biographie des Abtes Eigil durch den Mönch Candidus bei Brower, Sidera Germaniae p. 20 ff. und Antiqu. Fuld. p. 103 ff. und bei Mabillon, Act. Sanct. Ord. Ben. T. V. — Einige Auszüge daraus bei Fiorillo Deutschland I. S. 46. Vgl. auch die Chronik in Böhmer, Fontes rerum Germanicarum. III.

³⁾ Vgl. die von dem Vereine für Hessische Geschichte und Landeskunde durch v. Dehn-Rotfeller herausgegebene Beschreibung: Die S. Michaelskirche zu Fulda, Kassel 1866, mit vortrefflichen Zeichnungen.

als ein Kunstwerk von tiefer symbolischer Bedeutung. Auf Einem Steine ruhend, dann auf acht Säulen und Bögen emporsteigend, und endlich wieder mit Einem Steine schliessend, bedeute der Rundbau die Christenheit als Gottes lebendigen Tempel, der auf Christus gegründet und durch ihn vollendet vermöge der acht Seligkeiten sich zu ihm erhebe¹⁾. Der Bau selbst erklärt diese allegorische Deutung. Er besteht nämlich zunächst aus einer Krypta von $39\frac{1}{2}$ Fuss im Durchmesser, innerhalb welcher eine cylindrische Mauer den tonnenförmig überwölbten Umgang von dem Mittelraume scheidet, dessen ebenfalls ringförmiges niedriges Tonnengewölbe in der Mitte auf Einer Säule ruhet. Ueber dieser Krypta befindet sich dann eine Rotunde, in welcher acht im Kreise aufgestellte Säulen Rundbögen und vermittelt derselben einen cylindrischen Mauerkörper tragen, der ohne Zweifel ursprünglich oberhalb des Umganges durch eine Kuppel geschlossen war. Jene Mittelsäule der Krypta und der Schlussstein des Gewölbes, verbunden mit jenen acht Säulen genügten dem frommen Dichter für seine Symbolik²⁾. Im elften Jahrhundert hat das Gebäude mehrere Aenderungen erlitten. Zuerst wurde der Umgang der Krypta durch acht ungefähr in der Richtung der Radien eingebaute Scheidewauern in einzelne Zellen getheilt, in welchen besonders strenge Klosterbrüder sich jahrelanger Einsamkeit unterwarfen. Gegen Ende dieses Jahrhunderts aber verband der Abt Ruthard mit dieser Kirche eine Propstei, was dann eine Vergrößerung derselben nöthig machte. Es wurde daher nicht nur ein kleines Langhaus mit einem westlichen Thurme angebaut, sondern auch die Rotunde erhöht, über dem Umgange durch Anlegung einer Empore, welche durch vier von einer Säule getheilte Oeffnungen den Einblick in den Mittelraum hatte, der dann mit seiner cylindrischen Mauer thurmartig darüber hinausragte und oben mit einer Balkendecke statt des Kuppelgewölbes schloss. Die ursprünglichen Theile des Baues tragen vollkommen das Gepräge der ka-

¹⁾ S. die Verse des Candidus daselbst S. 4. Einfacher die Schilderung der Chronik bei Böhmer a. a. O. S. 162: Sed et aliam ecclesiam in cymiterio rotundam mira arte typice composuit, uno lapide tota domus imminens subterius, uno lapide tota superius conclusa. Dass (wie Otte, Gesch. d. Bauk. S. 90 annimmt) Rabanus Maurus, der allerdings sich damals im Kloster befand und die Einweihung des Baues durch ein Gedicht feierte, auch der Leiter desselben gewesen, ist unerwiesen, und dass man damit eine Nachahmung des heiligen Grabes beabsichtigt, unwahrscheinlich. Die h. Grabeskirche enthielt zwölf Säulen „nach der Zahl der Apostel“ und nicht acht nach der der Seligkeiten und gerade diese Zahlenspiele waren es, auf die man Gewicht legte. Die Worte jenes Gedichtes, welche Dehn-Rotfelser a. a. O. S. 5 zum Beweise anführt, erklären sich vielmehr dadurch, dass schon damals (822) ein Altar „zum Kreuze und Grabe Christi“ in dem Kirchlein errichtet war.

²⁾ Man braucht also nicht mit Lassaulx, die Mathiaskapelle zu Kobern, anzunehmen, dass ein mächtiger Deckstein zum symbolischen Zwecke auf der Laterne der Kuppel angebracht gewesen.

rolingischen Epoche. Das Mauerwerk ist überaus roh aus kleinen Bruchsteinen gebildet und unterscheidet sich schon von den Zellenmauern des elften Jahrhunderts, welche aus grösseren, besseren Bruchsteinen bestehen¹⁾. Die stämmige Mittelsäule der Krypta hat einen einfachen Pfahl zur Basis und als Kapitäl eine rohe, nur die allgemeinen Umrisse wiedergebende Nachahmung des ionischen. Die ebenfalls noch sehr stämmigen Säulen der Oberkirche haben attische Basen ohne Eckblätter, und Käpitäle, welche den korinthischen und compositen ziemlich sorgfältig, aber ohne feineres Gefühl und unfrei nachgebildet, und zum Theil durch eine spätere Hand, welche den Säulen eine stärkere Verjüngung geben wollte, beschädigt sind. Ihre Deckplatten haben fast dieselbe starr schematische Profilierung wie das Kämpfergesimse an den Pfeilern des Aachener Münsters, und die auf denselben aufsetzenden Bögen glatte Leibungen ohne alle Gliederung²⁾.

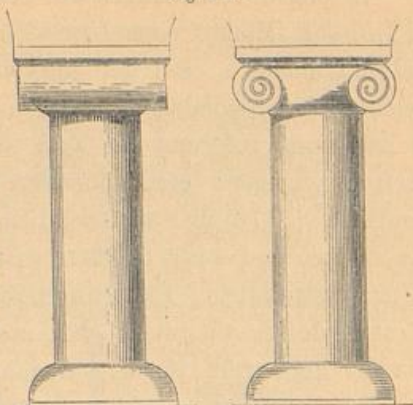
Fulda stand mit der Kunstschule von Aachen in regem Verkehre, und es scheint dass Aachen in den anderen Künsten, Fulda aber in der Architektur den Vorrang hatte. Denn den jungen Mönch Brun (Candidus), der sich nachher als Maler hervorthat, schickte eben jener Abt Ratgar, den die Chroniken wiederholt als klugen Baumeister (*sapiens architectus*) bezeichnen, nach Aachen, damit er sich unter Eginhards Leitung ausbilde, während umgekehrt Eginhard, wenn es sich um architektonische Fragen, um den Sinn gewisser Ausdrücke des Vitruv handelte, darüber durch einen ihm vertrauten jungen Mann in Fulda Auskunft einziehen liess, wo man sie ihm an gewissen Vorbildern erläutern werde³⁾.

¹⁾ Eine Abbildung dieses verschiedenen Mauerwerks vor seiner neuerlichen Bedeckung mit Anwurf nach J. F. Lange bei Krieg v. Hochfelden a. a. O. S. 200 und bei Otte S. 91.

²⁾ Auffallend ähnliche Säulen sind in einer späteren Kapelle des im Jahre 802 gegründeten Ludgeriklosters zu Helmstädt eingebildet, ohne Zweifel also ein Ueberrest des übrigens verschwundenen karolingischen Baues. Dehn-Rotfelfer a. a. O. und Reise-skizzen der niedersächsischen Bauhütte. Bl. 3, 4, 5.

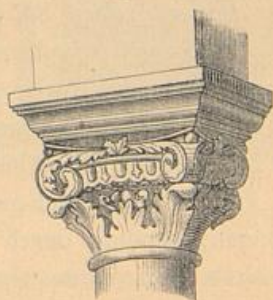
³⁾ S. d. Schreiben Eginhards an seinen „Sohn“, den sonst unbekanntten Vussin

Fig. 127.



In der Krypta der Michaeliskirche zu Fulda.

Fig. 128.



Aus der Michaeliskirche zu Fulda.

In engen Beziehungen zu dem karolingischen Hause stand die Abtei zu Lorsch (Monasterium Laurishamense) im Rheinthale zwischen Darmstadt und Mannheim¹⁾. Bei der Einweihung eines Neubaues im Jahre 774, an welchem die Nachahmung antiken Styles gerühmt wurde (more antiquorum et imitatione veterum) war Karl der Grosse mit seiner Gemahlin und seinen Prinzen zugegen; etwa hundert Jahre später wurden hier Ludwig der Deutsche († 876) und sein Sohn Ludwig der jüngere († 882) nebst mehreren der ihrigen und zwar in einer zu diesem Zwecke von ihnen erbauten Grabkirche bestattet²⁾. Ein gewaltiger Brand zerstörte im Jahre 1090 das Kloster, dessen theilweise jetzt noch bestehende Kirche erst im 12. Jahrhundert hergestellt wurde. Dennoch hat sich hier ein kleines, aber sehr merkwürdiges karolingisches Gebäude erhalten.

Es ist augenscheinlich nicht eine Kirche oder Kapelle, sondern nur eine Vorhalle oder ein Eingangsthor, das, etwa 34 Fuss breit und 23 Fuss tief, auf jeder seiner breiten Seiten drei rundbogige Oeffnungen hat, welche in sorgfältig behauenen Quadern ausgeführt durch vier Halbsäulen compositer Ordnung, etwa in der Weise römischer Triumphbögen flankirt sind. Ueber dieser Halle besteht ein zweites Stockwerk, welches durch zehn kleine, 5 Fuss hohe cannelirte Pilaster mit ionischen Kapitälern neun, den drei unteren Arcaden entsprechende Abtheilungen erhält, die dann aber nicht durch Bögen, sondern durch Spitzgiebel, die durch zwei zierlich profilirte Balken ohne horizontale Grundlinie gebildet werden, verbunden sind³⁾. Darüber trug ein von Consolen unterstütztes starkes Kranzgesimse das wie man an den Seitenwänden erkennt, ursprünglich flach angelegte Dach.

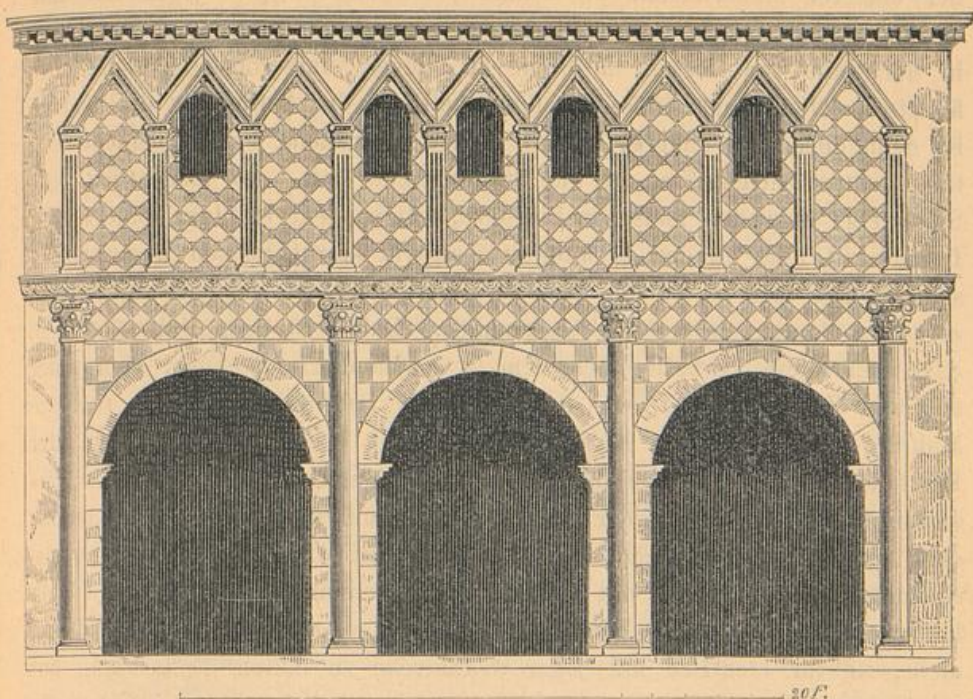
bei Jaffé, Monum. Carolina S. 478. Der Text ist offenbar entstellt; dass die Capsella quam domnus E(igil) columnis eburneis ad instar antiquorum operum fabricavit, nicht, wie Fiorillo I. 25 und Andere angenommen haben, ein nach antiken Gebäuden angefertigtes elfenbeinernes Modell bedeuten könne, ist wohl gewiss. Selbst an ein elfenbeinernes Reliquienbehältniss mit architektonischen Formen wird man kaum denken dürfen, sondern nur an ein wirkliches Gebäude, vielleicht an die Michaeliskirche mit ihren den verschiedenen antiken Säulenordnungen entlehnten Kapitälern, wobei dann freilich nicht bloss das Wort: capsella, sondern auch das „eburneis“ einer Aenderung bedürfen würde. Immerhin scheint aber, wenn auch diese Worte unerklärt bleiben, soviel festzustehen, dass Eginhard die Erklärung der Vitruvischen Kunstausdrücke aus Fulda zu erlangen hoffte.

¹⁾ Nicht zu verwechseln mit dem erst im 12. Jahrh. gegründeten Kloster Lorch (Monast. Laureacense) bei Schwäbisch-Gmünd.

²⁾ Die Hauptstelle im Chron. Lareshamense scheint zwar Ludwig den jüngeren als den Erbauer zu nennen, kann aber auch, bei Voraussetzung einer Ungenauigkeit des Ausdrucks, auf seinen Vater gedeutet werden, und jedenfalls ist es wahrscheinlicher, dass dieser die von ihm ausgewählte Grabstätte auch schon selbst erbaute. Vgl. Dr. Savelsberg im deutschen Kunstblatte 1851. S. 164.

³⁾ Abbildungen bei Moller, Denkm. d. deutschen Baukunst. I. Taf. 1—4, bei Gailhabaud Bd. II., in Försters Denkmälern I. Taf. 11—14 und an andern Orten.

Fig. 129.



Durchgangshalle zu Lorsch.

Zu diesen reichen architektonischen Details kommt noch, dass alle müssigen Stellen der Wand, die Zwickel der unteren Arcaden, der Fries zwischen den compositen Kapitälern, die von den ionischen Pilastern und Giebeln umschlossenen Felder schachbrettartig mit rothen und weissen Steinen ausgelegt sind. Die Ausführung ist im Ganzen eine sehr sorgfältige, und verräth eine genaue Kenntniss römischer Architektur, wenn auch zuweilen mit ungewöhnlicher Verwendung. Die attischen Basen, die Akanthusblätter und Voluten der compositen Kapitäle, das palmettenartige Blattwerk an dem Gurtgesimse über diesen Kapitälern und der dasselbe begrenzende Perlenstab stehen spät-antiken Vorbildern noch sehr nahe. Die ionischen Kapitäle des oberen Stockwerkes sind zwar schwerfällig und überladen, und die Canneluren an den Pilastern ungewöhnlich behandelt, aber auch hier ist die Arbeit sorgfältig, und die ganze technische Ausführung des Mauerwerkes unterscheidet sich durch ihre Präcision sehr auffallend von der Nachlässigkeit, die wir an dem Kaiserbau zu Aachen wahrnehmen.

Dieser Umstand macht dann die Entstehungszeit zweifelhaft. Man kann nicht annehmen, dass diese sorgfältige Behandlung hier schon vor der Weihe des Jahres 774 eingetreten sei, da Karl bei seiner Schlosskapelle im Jahre 793 sich mit sehr viel weniger geübten Arbeitern begnügen musste. Man hat daher, um die Verbindung antiker Formen mit

der besseren Mauertechnik zu erklären, die Vermuthung aufgestellt, dass es eine Arbeit des 12. Jahrhunderts sei, wo sich allerdings, und zwar ganz in der Nähe von Lorsch, im Dome zu Speyer, einigermaassen Aehnliches findet¹⁾. Allein auch dieses ist nicht haltbar; die Auffassung der Antike ist denn doch eine andere, und die ganze Anordnung so wie manche Details deuten entschieden auf die karolingische Zeit. So namentlich jene Spitzgiebel über den ionischen Pilastern, welche dem 12. Jahrhundert sehr fremd sind, aber an den Architekturformen in karolingischen Manuscripten sehr häufig, und in frühen, der karolingischen Zeit nahestehenden französischen Bauten einige Male vorkommen. Daher ist denn wahrscheinlich, dass auch diese Vorhalle noch dem 9. Jahrhundert angehöre, aber einer späteren Zeit desselben, wo die anhaltende Bauhätigkeit schon tüchtige Maurer und Steinmetzen herangebildet hatte. Hier bietet sich nun der Umstand dar, dass jene Grabkirche Ludwigs des Deutschen bei ihrer wiederholten Erwähnung in der Chronik stets mit dem Zusatze vorkommt: *quae dicitur varia*, welche die bunte genannt wird, und dass die Ausstattung unserer Vorhalle mit wechselnden rothen und weissen Steinen vollkommen diesem Beiworte entspricht. Allerdings gestattet nun ihre Form nicht, sie für identisch mit jener Grabkirche zu halten²⁾, sie kann nur als Eingangsthor und zwar bei ihrer grossen Ausdehnung nicht bloss zu einer Grabkirche, errichtet sein. Wohl aber darf man vermuthen, dass sie, weil in demselben Geschmack, auch von demselben Bauherrn, welchen die Chronik ohnehin wiederholt als Wohlthäter des Klosters rühmt, gestiftet sei, was dann nicht gerade in den Jahren 876 oder gar 882, sondern schon in der früheren Zeit der Regierung Ludwig des Deutschen geschehen sein kann. Jedenfalls ist das kleine Monument eine wichtige Ergänzung der Baugeschichte, weil es uns zeigt, dass der Anstoss, den Karl der Grosse der Baukunst gegeben, trotz der Schwäche seiner Nachfolger noch längere Zeit fortwirkte, und eine solidere Technik und schärfere Auffassung der Antike erzeugte, zugleich aber auch, statt der unbedingten Nachahmung derselben die wir im Aachener Münster fanden, schon neuen Formen Raum gab. Ich reehne dahin zunächst jene Verbindung der Pilaster durch Spitzgiebel, in der wir vielleicht ein germanisches Ele-

¹⁾ Auch ich habe mich früher zu dieser Ansicht bekannt. *Gesch. der bild. K.* Bd. III. S. 492.

²⁾ Wie dies Dr. Savelsberg in dem oben angeführten verdienstlichen Aufsätze, dem wir die Hinweisung auf jene Grabkirche verdanken, gethan. Vgl. dagegen Kugler, *Gesch. der Baukunst*, I. 411. Der Umstand, dass die Halle später durch Zumauerung der einen Ausgangsseite und durch Anbringung von Thüren in den Arcaden der andern in eine Kapelle verwandelt worden, steht natürlich den Schlüssen über ihre ursprüngliche Bestimmung nicht entgegen.

ment, die Neigung für scharfe Winkel und gebrochene Linien, die sich schon am Mausoleum Theoderichs äusserte, zu erkennen haben. Dann aber auch jene bunte Mauerbekleidung mit Steinen verschiedener Farben, zu der gewiss Italien mit seinem Marmorreichtum die Anregung gegeben hatte, welche in der Farbenlust des deutschen Volkes einen fruchtbaren Boden fand.

Haben wir uns bisher mit einzelnen Ueberresten klösterlicher Baukunst begnügen müssen, so ist es um so erwünschter, dass wir ein Document besitzen, welches uns eine lebendige Anschauung von dem Umfange und der Einrichtung der grossen deutschen Klöster gewährt. Es ist der Bauriss von St. Gallen. Ueber der Zelle des frommen irischen Missionars, der hier im Jahre 640 gestorben war, war bald ein Kloster entstanden, welches von Irländern und Einheimischen bevölkert, als ein Sitz irischer Gelehrsamkeit schon in der Mitte des 8. Jahrhunderts in grossem Ansehen stand, dann aber durch die Bedrückungen des Bischofs von Constanz bedeutend litt, und erst unter Ludwig dem Frommen die Herstellung seiner Rechte und den freien Genuss seiner Mittel erlangte. Der kräftige Abt Gozpert (816—832) beschloss daher einen grossartigen Neubau, der ungefähr 822 begonnen im Jahre 830 oder 832 zur Einweihung der Kirche führte. Auf diesen Neubau bezieht sich nun der in der Bibliothek des Klosters erhaltene Bauriss, welcher auf einem aus mehreren Häuten zusammengesetzten gewaltigen Pergamentblatte ($3\frac{1}{2} : 2\frac{1}{2}$ Fuss) die ganze klösterliche Anlage mit allen Nebengebäuden umfasst. Der Urheber des Planes ist uns nicht bekannt. Aus dem kurzen auf das Pergament gesetzten, in höflichem, aber herablassenden Tone gehaltenen Begleitschreiben scheint hervorzugehen, dass er ein höher gestellter oder älterer Bischof oder Abt gewesen, der von dem Abte Gozpert um seinen Rath ersucht, in dieser Weise antwortet¹⁾. Dass es Eginhard gewesen, wie Mabillon und Andere, oder ein gewisser Gerung, Baumeister Ludwigs des Frommen, oder Rabanus Maurus, damaliger Abt zu Fulda, wie Neuere vermuthet, ist völlig unerwiesen und sogar unwahrscheinlich²⁾. Zur vollständigen Aus-

¹⁾ Ferdinand Keller, Bauriss des Klosters St. Gallen vom Jahre 820, im Facsimile herausgegeben, Zürich 1844. Das Anschreiben S. 11. Danach noch mehr verkleinerte Copien bei Otte, Gesch. d. d. Baukunst, bei Lenoir Arch. monast. u. a. a. O.

²⁾ Keller a. a. O. S. 10. Otte a. a. O. S. 93. Dass Rabanus Maurus Architekt gewesen steht nicht fest. Die ihm zugeschriebenen Bauten in Fulda waren nur von ihm als Abt angeordnet, und die Auszüge aus dem Vegetius, welche er dem König Lothar übersandte (Krieg v. Hochfelden, Militärarchitektur, S. 193), handelten nicht von Bauten, sondern von dem Exercitium der Recruten, und waren eine harmlose philologische Leistung. Jedenfalls würde der gelehrte Mann nicht so schlechte Hexameter gemacht haben, wie sie sich auf dem Bauriss finden. Auch bei Eginhard fehlt jeder

führung ist der Plan nicht gekommen; er passt in der That nicht einmal auf die Beschaffenheit des Terrains. Allein er ist deshalb nicht minder wichtig, da er uns die Ansichten der Zeit von solcher grossartigen Klosteranlage und zugleich die Verfahrungsweise damaliger Architekten kennen lehrt. Schon das Technische der Zeichnung verdient Beachtung, weil es neben sehr gründlicher Ueberlegung einen Mangel der einfachsten Hilfsmittel zeigt. Die Zeichnung ist im Wesentlichen ein Grundriss, aber manche Theile z. B. rundbogige Thüren und Arcaden und die emporragenden Schornsteine sind in verticaler Darstellung hineingezeichnet. Die Maassverhältnisse sind ohne Zweifel berücksichtigt, aber ein Maassstab fehlt und die schriftlich hineingesetzten Hauptdimensionen der Kirche können diesen Mangel nicht völlig ersetzen und gestatten nur ungefähre Schlüsse, zumal da die Mauern stets ohne Angabe ihrer Dicke nur durch einen einfachen Strich bezeichnet sind. Die Hauptsache scheint dem Urheber des Planes gewesen zu sein, Anleitung zur zweckmässigen Anordnung der vielen verschiedenen, durch die Bedürfnisse und Geschäfte eines solchen Klosters bedingten Baulichkeiten zu geben. Er bezeichnet daher in seinem Schreiben an Gozpert den Plan als ein Beispiel für die „Stellung der Werkstätten“ (*de positione officinarum exemplata*). Dies hat ihn dann aber auch zu der für uns besonders werthvollen Vorsicht veranlasst, sich über die Bestimmung der Gebäude in ziemlich ausführlichen Beischriften zu äussern, die er, charakteristisch für die gelehrte Spielerei dieser Jugendzeit der Wissenschaft, meistens in gebundener Rede, den Hexametern ungenau nachgebildet, zum Theil mit eingestreuten Reimen verfasste¹⁾.

Die ganze Anlage bildet ein nach den Himmelsgegenden orientirtes Rechteck mit dem Eingange in Westen, dessen Breite von Süden nach Norden etwa 300, dessen Tiefe etwa 400 Fuss beträgt, und das in seinem Inneren etwa vierzig grössere und kleinere Gebäude enthält. Die grosse Kirche, ebenfalls genau orientirt und mit westlichem Eingange, liegt der Tiefe nach ungefähr in der Mitte, der Breite nach aber bedeutend mehr gegen Norden, so dass sich um sie herum vier der Grösse nach ungleiche und in ihrer Bedeutung verschiedene Gruppen von Gebäuden bilden. Die westliche Gruppe, die ganze Breite der Anlage einnehmend, ist gewissermaassen nur ein Aussenwerk. Sie umfasst nämlich die Gebäude für den landschaftlichen Betrieb der Klostergüter, die Ställe für Pferde, Rindvieh, Schafe, Ziegen, Schweine, ein Haus für die Knechte und ihre Aufseher,

Beweis, dass er praktischer Baumeister gewesen; selbst der obenangeführte Brief an den Vussinus spricht dagegen.

¹⁾ So das Distichon auf dem zur Kirche führenden Wege:

Omnibus ad sanctum turbis patet haec via templum
Quo sua vota ferant unde hilares redeant.

und ein grosses Gebäude, dessen Beischriften unleserlich geworden sind, das aber etwa als Wohnung der Wirthschaftsbeamten und zur Bewahrung der Werkzeuge dienen musste. Diese profane Gruppe ist dann von dem eigentlichen Kloster durch eine Mauer geschieden, die nur an einer Stelle durchbrochen ist, und zwar durch einen breiten Weg, welcher zwischen diesen Oekonomiegebäuden hindurch, aber wieder durch Mauern von ihnen getrennt den einzigen Zugang für das Publikum bildet, und gerade auf die Kirche zu und rechts und links an ihr vorbei zu den übrigen Localitäten führt. Es ist nicht zu verkennen, dass bei dieser Anordnung auch an die Möglichkeit einer Vertheidigung und des leichten Abschlusses des Weges gedacht war.

Die südlich von der Kirche gelegene Gruppe ist dann der eigentliche Sitz des klösterlichen Gemeinwesens. Hier liegt zunächst das Claustrum im engeren Sinne des Wortes; um den geräumigen viereckigen Hofplatz herum der Kreuzgang, dessen eine unmittelbar an die Kirche anstossende Seite zugleich als Kapitelsaal dient, während seinen drei anderen Seiten drei grosse zweistöckige Gebäude entsprechen, der östlichen das, wie die Beischrift ausdrücklich anführt, heizbare Wohnhaus (*calefactoria domus*) der Mönche mit dem darüber gelegenen Schlafsaal, der südlichen das Refectorium mit der Kleiderkammer, der westlichen der Keller mit den Vorrathsräumen. Mit dem Wohnhause ist das Wasch- und Badehaus, mit dem Speisesaale die Küche und das Back- und Brauhaus durch Gänge verbunden, während weiterhin noch mehrere, für den Lebensunterhalt und die Bedürfnisse des Klosters dienende, umfassende Gebäude einzeln, aber reihenweise liegen. Darunter ein Stall für Pferde und Ochsen, ein grosser Kornspeicher, mehreren Häuser für die Vorarbeiten des Brauens und Backens, Fruchtdarre, Stampfmörser, Handmühlen u. s. f., vor Allem aber das geräumige Haus der Handwerker. Der beigeschriebene Hexameter belehrt uns bloss, dass dies Haus unter der Leitung dessen stehe, welcher für die Bekleidung Sorge¹⁾. Allein es handelte sich um eine viel ausgedehntere gewerbliche Thätigkeit; denn ausser Walkern, Gerbern, Schustern haben auch Schwertfeger, Schildmacher (*scutarii*), Drechsler, Eisen- und Goldschmiede hier Werkstätten. Endlich hat noch in dieser Gruppe, jedoch ausserhalb der Clausur, das Gasthaus für gemeine Fremde und Pilger, nebst der für dasselbe bestimmten Küche und Bäckerei, Platz gefunden.

Im Gegensatz zu dieser zwar durch die Clausur abgeschlossenen, aber vielköpfigen und mit der Befriedigung leiblicher Bedürfnisse beschäftigten Gemeinschaft trägt die auf der anderen, nördlichen Seite der Kirche gelegene, sehr viel kleinere Gruppe den Charakter vornehmer, aber frei-

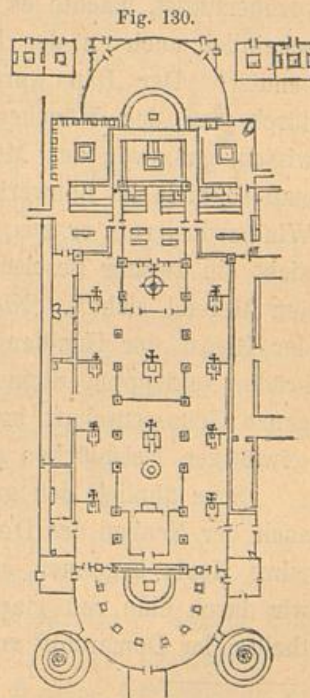
¹⁾ Haec sub se teneat fratrum qui tegmina curat.

williger und bedingter Zurückgezogenheit. Sie enthält nur drei grössere Häuser, jedes von eigenem Hofraum umgeben. Zuerst das Haus für die vornehmeren Gäste des Klosters mit einem grossen Speisesaale, Wohn- und Schlafgemächern, Pferdeställen und einem angrenzenden Küchengebäude. Dann die Schule für auswärtige Zöglinge mit Räumen für den Unterricht und für die Erholung und mit Kammern für die Lehrer, während das Haupt der Schule seine besondere Wohnung jenseit des alle diese Gebäude verbindenden Weges in einem gegenüberliegenden, an die Kirche angebauten Häuschen hat. Endlich das stattliche Haus des Abtes, in den Chroniken des Klosters gewöhnlich Aula oder Palatium genannt, mit offenen Säulenhallen an beiden Seiten, mit Gemächern mancher Art, mit einem Nebengebäude für Küche, Dienerschaft und Bäder, und durch einen, wahrscheinlich oberhalb des allgemeinen Verbindungsweges angelegten Gang mit der Kirche verbunden. An diesem ruhigen Orte ist dann auch in der Ecke zwischen dem Kreuzarme der Kirche und dem Presbyterium die Bibliothek angebracht, unter der sich im Erdgeschosse die Stube der Schreiber befindet.

Die vierte Gruppe, die nämlich, welche hinter der Kirche den ganzen östlichen Raum füllt, besteht aus solchen Anlagen, welche durch ihre Bestimmung Stille verlangen, zunächst das Krankenhaus der Brüder und die Schule für Novizen und für die dem Kloster gewidmeten Knaben (Oblati); beide in gleicher Eintheilung und Grösse mit einem Hofe und Kreuzgange in ihrer Mitte, getrennt durch ein Kirchengebäude, welches vermöge einer Scheidemauer in ihrer Mitte zwei ganz gleiche, kleine, gesonderte Kirchen, die eine für die Kranken, die andere für die Schüler bildet. Ausser dem Küchen- und Badhaus, das hier wie überall von dem Hauptgebäude getrennt ist, hatte das Krankenhaus noch mehrere Dependenzien, ein Häuschen für die des Aderlasses und der Purganz bedürftigen Patienten, das Wohnhaus des Arztes, in welchem die Apotheke und ein Schlafzimmer für besonders gefährdete Kranke befindlich, und endlich einen Garten für officinelle Kräuter. Neben der Novizenschule liegt der grosse Friedhof, bei welchem der Urheber des Planes sogar die Bäume vorgeschrieben hat, mit denen er bepflanzt werden solle, dann der ebenfalls sehr ausgedehnte Küchengarten nebst dem Hause des Gärtners, und endlich ein Hof mit den Ställen für Hühner und Enten, der in der südöstlichen Ecke des Ganzen liegend sich an die früher erwähnten Wirthschaftsräume des Klosters anschliesst.

Der ganze Plan interessirt uns zunächst als ein Bild des damaligen Klosterlebens; er zeigt uns die vielfachen Bedürfnisse, die es mit sich führte, und die sorgfältige Rücksicht auf Gesundheit und Bequemlichkeit, die sich schon damals ausgebildet hatte. Er hat aber auch ein unmittelbares kunsthistorisches Interesse, weil er uns neben einer gewissen Unbe-

holfenheit technischer Sprache und Hilfsmittel eine grosse Kraft und Geschicklichkeit zeigt, complicirte Verhältnisse zu ordnen und in grosse Massen von rhythmischer Wirkung zu bringen¹⁾. Es bleibt uns nun noch, das wichtigste dieser Gebäude zu betrachten, die Kirche. Sie ist eine Basilika, aber schon mit manchen Abweichungen von dem italienischen Herkommen und mit einer neuen Feststellung der rhythmischen Verhältnisse. Die ganze Länge misst 200 Fuss, die Breite des Mittelschiffes vierzig, die der Seitenschiffe zwanzig. Das Kreuzschiff ist ohne Seitenschiffe, besteht aus drei Quadraten von der Breite des Mittelschiffes und tritt mit mässiger Ausladung über die Seitenmauern des Langhauses hinaus. Jenseits des Querarmes hat nur das Mittelschiff als Presbyterium mit der daran anstossenden Apsis eine Verlängerung, während in den Ecken des Kreuzes zwei kleinere Gebäude, die schon erwähnte Bibliothek und auf der anderen Seite die Sakristei, angebracht sind. Dass das Mittelschiff über die Seitenschiffe hinausragte und Oberlichter hatte, ist schon deshalb anzunehmen, weil an die Seitenmauern durchweg andere Häuser angebaut waren, welche keinen Raum für Seitenfenster übrig liessen. Die Pfeiler waren, nach der Zeichnung zu schliessen, Rundstämme auf viereckiger Plinthe. Ueberraschend ist, wie sehr der ganze Raum durch kirchliche Anordnungen besetzt war. In den Seitenschiffen standen und zwar nicht an den Wänden, sondern in der Mitte, je vier Altäre. Im Mittelschiffe folgten einander durch Schranken abgeschlossene Localitäten, zwischen denen nur schmale Gänge blieben. Ganz im Westen Chorus und dann wieder im Osten der Musikchor (Chorus psallentium), dieser am Fusse der zum Presbyterium führenden Stufen; dazwischen die Taufkapelle mit dem runden Taufbrunnen und einem Altare, demnächst ein Altar des Salvators, darauf der runde Ambo zum Vorlesen des Evangeliums. Jeder der Kreuzarme hatte ausser den Eingängen zur Krypta einen auf zwei Stufen erhöhten Altar. Für eine Gemeinde war also kaum Platz.



Grundriss der Klosterkirche von St. Gallen.

¹⁾ Nähere Details über die einzelnen Gebäude geben Keller und Otte a. a. O. Jener hat indessen mehr das archäologische kirchenhistorische Element im Auge gehabt, und daher die Gebäude nach einer Art Rangordnung ihres Werthes betrachtet, ohne Rücksicht auf die architektonische Anordnung.

Der in architektonischer Beziehung wichtigste Umstand war dann, dass auch im Westen wie auf der Ostseite eine Apsis ausgebaut war, welche die Anlegung eines mittleren Portals und einer ausgebildeten Façade ausschloss. Statt dessen war die Apsis äusserlich von einer concentrischen, halbkreisförmigen Säulenhalle, und diese wieder von einem gleichgestalteten Hofe umgeben, in welchen jener oben erwähnte, durch die Oekonomiegebäude führende Weg mündete, und aus dem man durch anscheinend kleine Thüren rechts und links in die Seitenschiffe gelangen konnte. Für die Mönche des Klosters, die Gäste, die Schüler und den Abt bestanden ausserdem kleine Eingänge. Aus jenem halbkreisförmigen Hofe gelangte man dann auch zu zwei Thürmen, welche symmetrisch, aber ohne unmittelbare Verbindung mit der Kirche, der Westseite vorgebaut waren.

Ich erwähnte schon, dass der Plan nicht vollständig zur Ausführung gekommen sein kann; ein kleiner Fluss, der unfern der Grabstätte des Gallus und der dadurch bedingten Stelle der Kirche in tiefem Felsbette vorüberfliesst, machte es unmöglich. Wohl aber wurde er theilweise, wahrscheinlich auch an der Kirche, bei dem bald darauf begonnenen Neubau benutzt. Der Bau wurde, wie wir durch mehrere Berichte besonders durch den des Mönches Ermenrich aus dem nahen Kloster Reichenau wissen, ganz von den Mönchen ausgeführt. Nirgends, versichert er, habe man so viele im Bauwerke erfahrene Männer gefunden, wie hier. Was ist Winihardus, ruft er aus, wenn nicht Daedalus selbst, was Isenricus, wenn nicht ein zweiter Beseleel, er in dessen Hand man stets, ausser am Altare, den Meissel sieht¹⁾. Nicht bloss die künstlerische Arbeit, sondern auch der Dienst der Handlanger wurde von den Mönchen besorgt; die Laienbrüder schlepten Steine, Kalk und Sand herbei²⁾. Manchmal war die ganze Genossenschaft beschäftigt; so als es galt die grossen Säulen aus gewaltigen Felsblöcken aufzurichten.

Sehr ähnlich den grossen Kirchen von Fulda und St. Gallen scheint auch der Neubau des Doms zu Köln gewesen zu sein, welcher im Todesjahre Karls begonnen erst 873 seine Weihe erhielt, und dessen Gestalt wir durch eine von einem Schriftsteller des 17. Jahrhunderts uns mitgetheilte, im Domarchiv vorgefundene alte Beschreibung kennen³⁾. Auch er

¹⁾ Quid est Winihardus nisi ipse Daedalus? Vel quii Isenricus ni Beseleel secundus? Vgl. Keller a. a. O. S. 12.

²⁾ In der Inschrift einer Kapelle, die ebenfalls Winihardus als Leiter des Baues nennt:

fascēs portantibus omnes
Pauperibus monachis lapidum calcisque et arenae.

Das Wort Pauper heisst hier wie sonst im Mittelalter; ununterrichtet, ungebildet.

³⁾ Gelenius, de Coloniae Agripp. magnitudine p. 231, und danach bei Fiorillo Deutschland I, 394.

war eine Basilika von bedeutender Länge, mit zwölf Oberlichtern auf jeder Seite, mit zwei Chören und darunter befindlichen Krypten, und mit zwei auf beiden Seiten des westlichen Chores befindlichen Thürmen, die aber nicht wie der Dom selbst von Stein, sondern von Holz erbaut waren.

Im Ganzen blieb, besonders bei grösseren Kirchen, die Basilikenform vorherrschend und zwar mit gerader Decke und Rundsäulen wie in Italien. Indessen zeigten sich doch bald gewisse Aenderungen, welche wir näher betrachten müssen, weil sie die Keime der späteren, selbstständigen Entwicklung des nordischen Kirchenbaues enthalten.

Zuerst gehörte dahin ein Streben nach festen Regeln. Während man in Italien im sicheren Besitze alter Tradition sich manche Freiheiten erlaubte, suchte man hier nach Vorschriften, die vor Missgriffen bewahrten. Die schwankende Regel der Orientirung fixirte sich nun dahin, dass der Altarraum stets das östliche Ende der Kirche bildete, das Verhältniss zwischen dem Mittelschiffe und den Seitenschiffen dahin, dass man diesen gerade die halbe Breite von jenem gab. Die Vermehrung der Altäre, die seit dem 6. Jahrhunderte Sitte geworden war, machte eine Vergrösserung wünschenswerth und führte dazu, dass man das Querschiff, das in den italienischen Basiliken nur zuweilen vorkam, bei allen grösseren Kirchen adoptirte, dann aber auch, um die dadurch angedeutete Gestalt des Kreuzes deutlicher zu machen, den oberen Arm dieses Kreuzes durch eine Fortsetzung des Mittelschiffes vor der Apsis verlängerte. In den italienischen Basiliken war der Chor nur um eine oder zwei Stufen über das Langhaus erhöht; jetzt erhielt er eine viel höhere Lage. In der Kirche von St. Gallen muss man sieben Stufen steigen. Es kann sein, dass dabei der Wunsch, die höhere Geistlichkeit vom Volke zu trennen¹⁾, mitwirkte; häufiger aber war der Grund der, dass man für die Grabstätte eines verehrten Heiligen einen würdigen, gesonderten, den Andächtigen zugänglichen Raum zu haben, und über dieser Gruft die Mysterien des Cultus zu feiern wünschte, wozu sich dann die Apsis und das mit ihr verbundene Presbyterium am Besten eignete. Die Gräber der Märtyrer, die man schon frühe unter dem Presbyterium und so anzulegen liebte, dass man durch ein vergittertes Fenster darauf hinabsehen konnte, gaben dazu die Veranlassung; sobald man den Chor um einige Stufen erhöhte, erhielt das Grab eine hinlängliche Höhe, um als selbstständige Kapelle für zahlreiche fromme Besucher zu dienen. Wann die erste wirkliche Krypta entstanden ist, wird sich schwerlich nachweisen lassen; sobald das Grab eines Heiligen die Frommen anzog

¹⁾ Wie dies das römische Pontificalbuch (der s. g. Anastasius der Bibliothekar) bei der durch Paschalis I. (820) ausgeführten Erhöhung des Chores der Peterskirche angiebt.

und dadurch eine Quelle der Bereicherung für die Kirche wurde, war der Gedanke ein sehr natürlicher¹⁾. Jedenfalls gab es im 8. Jahrhundert in Frankreich und Deutschland Krypten und somit höher gelegte und durch mehrere Stufen zu ersteigende Presbyterien.

Damit hängt dann jene Eigenthümlichkeit zusammen, die wir an mehreren der obenerwähnten Kirchen wahrgenommen haben, die Anlage zweier Chornischen, auf den beiden schmalen Seiten der Kirche, in Westen wie in Osten. Man hat sich bemüht, den Zweck dieser später in Deutschland sehr beliebten und an den meisten Domkirchen ausgeführten Einrichtung zu erforschen und dabei mannigfache Vermuthungen aufgestellt, die jetzt keinen Vertheidiger mehr finden²⁾. Die einfache und richtige Erklärung scheint die, dass man ausser dem Heiligen, dem die Kirche oder das vorher auf dieser Stelle vorhandene kirchliche Gebäude geweiht war, einem zweiten, dessen Reliquien man besass oder dem man sonst eine ausge-

¹⁾ Viollet-le-Duc, Dictionnaire s. v. Crypte (IV. 449) hält eine unter dem Seminar in Orléans entdeckte Krypta für die, welche Childebert I. über der Grabstätte des h. Avitus um 534 bauen liess. Mothes (Baukunst u. Bildhauerei Venedigs. I. 34) schreibt die Krypta unter dem Dome zu Torcello der ersten Anlage desselben (641) zu. Gewiss ist, dass schon die unter dem Abte Ottmar (720—760) erbaute Kirche von St. Gallen eine wirkliche Krypta hatte. Otte, Gesch. d. deutschen Baukunst S. 52.

²⁾ Kugler (Handbuch 1. Aufl. S. 356 und Gesch. d. Baukunst I. 414) nahm an, dass die zwei Apsiden dazu gedient hätten, die beiden Sängerkhöre der Mönche, den Chor des Abtes und den des Priors aufzustellen. Allein abgesehen davon, dass es überaus zweckwidrig gewesen wäre, diese Chöre, deren Wechselgesang rasch einfallen sollte, durch die ganze Länge der Kirche zu trennen, hätte man dazu keiner zweiten Apsis bedurft, da man, wie in den älteren italienischen Basiliken so auch hier, den Chor gar nicht in der Apsis, sondern im Mittelschiffe des Langhauses aufstellte. Die ganze Hypothese ist wohl nur durch den modernen Sprachgebrauch, der Chor und Apsis verwechselt, entstanden, während man im neunten Jahrhundert beide Begriffe ganz getrennt hielt. Boisserée in der zweiten Ausgabe der Denkm. d. Bauk. am Niederrhein S. 9 vermuthet ganz unerweislich und unwahrscheinlich eine Nachahmung der h. Grabkirche zu Jerusalem. Förster, (Gesch. d. d. Kunst I. 27) sieht die doppelchörigen Kirchen als eine Vereinigung zweier Kirchen an, was auch in einigen Fällen richtig sein mag, aber nicht immer passt. Die Vereinigung zweier Kirchen konnte allerdings zu einer solchen Anlage führen, aber nur weil sie die Verpflichtung auflegte, zwei Heilige in gleich bedeutsamer Weise zu feiern, was aber auch aus anderen Gründen eintreten konnte. Im Wesentlichen übereinstimmend mit der im Texte ausgesprochenen Ansicht ist v. Quast (Zeitschrift für christl. Archäologie und Kunst I. 276) der auch das Beispiel der Basilika des Reparatus zu Orléansville v. J. 336 anführt, welche ebenfalls eine westliche Concha als Grabstätte hatte (vgl. oben S. 127, 128 und den Plan bei Kugler, Gesch. d. Bauk. I. 372), und somit zeigt, wie natürlich es war, diese Stelle zu solchem Zwecke zu benutzen. Indessen ist darauf aufmerksam zu machen, dass es sich hier (so wie in der ähnlichen Basilika zu Hermenthis in Aegypten, Descr. de l'Egypte. Antiqu. pl. 97) um eine eingebaute Nische, nicht wie in unsern deutschen Bauten um eine äusserlich hervortretende Apsis handelt, so dass das Resultat in der Form ein ganz anderes war.

zeichnete Verehrung schuldete, eine würdige, der östlichen Apsis ähnliche Stelle bereiten wollte. In Fulda hatte der heilige Bonifacius selbst den Hauptaltar dem Salvator geweiht und dabei musste es bewenden, auch nachdem der Leichnam des grossen Apostels der Deutschen selbst hierher gebracht und das Ziel frommer Wallfahrten geworden war. Man stellte den Sarkophag desselben daher anfangs mitten in der Kirche, in der Vierung des Kreuzes auf, fand dann aber, dass der Zufluss der Frommen an dieser Stelle hinderlich oder dass der Ort nicht bedeutend genug sei, und erbaute daher die westliche Apsis und etwas später die Krypta unter derselben¹⁾. In St. Gallen enthielt die östliche Apsis einen Altar des heiligen Paulus, die westliche einen des heiligen Petrus; diese war nur um eine Stufe erhöht, also wahrscheinlich ohne Krypta, unter jener dagegen befand sich die grosse Krypta mit dem Grabe des heiligen Gallus. Ob das Kloster Reliquien der beiden Apostelfürsten besass, ist unbekannt, aber wahrscheinlich, da vor der Erbauung dieser neuen Kirche die ältere Hauptkirche dem heiligen Paulus, dagegen eine im Inneren des Klosters befindliche, zum ausschliesslichen Gebrauche der Mönche bestimmte Kapelle dem heiligen Petrus gewidmet war. Hier wird daher der Grund für die Errichtung der zweiten Apsis darin gelegen haben, dass man keinen von beiden Heiligen die bisherige Ehrenbezeugung schmälern wollte²⁾. Aehnlich mag es sich mit dem Dome zu Köln verhalten haben, wo beide Chöre Krypten hatten und der östliche dem Petrus, der westliche der Jungfrau gewidmet war.

Allein die Bestimmung, welche man der westlichen Apsis gab, genügt noch nicht ganz zur Erklärung ihrer Anlage. Die Absicht einem zweiten Heiligen eine ausgezeichnete Stelle der Verehrung zu bereiten, konnte auch auf andere Weise erreicht werden; man hätte ihm, wie es in St. Gallen mit dem Altar des Salvators geschah, den Ehrenplatz in der Mitte des Hauptschiffes einräumen, man hätte statt der westlichen Wand eine der Seitenmauern zum Eingange in eine stattliche Nebenkapelle durchbrechen können. Wie wenig jene Absicht gerade zu dieser Art der Erfüllung nöthigte, ergibt sich daraus, dass die doppelchörige Anlage nur in Deutschland mit Einschuss von Lotharingen, nicht im eigentlichen Frankreich, nicht in England und in Italien aufkam³⁾. Es gehörte ein eigenthümlicher Mangel

¹⁾ Candidus (s. oben S. 539 Anm. 2) zählt unter den Theilen der Fuldaer Kirche auf: *ad crucem ubi martyr Bonifacius primum fuerat tumultatus* und später: *in absida occidentali ubi martyr Bonifacius quiescit*.

²⁾ Die Inschriften auf dem Plane scheinen diesen Hergang zu bestätigen. In der östlichen Apsis: *Hic Pauli dignos magni celebramus honores*; in der westlichen: *Hic Petrus ecclesiae pastor sortitur honores*. Kein anderer Altar hat eine solche Inschrift; man räumte jedem der beiden Apostel einen abgeschlossenen Raum ein.

³⁾ In Frankreich hat nur die Kathedrale von Nevers eine westliche Apsis, da die

oder eine eigenthümliche Richtung des architektonischen Gefühls dazu, um die klare Anordnung der Basiliken, in welcher alle Theile ihre Bestimmung so deutlich aussprechen, aufzugeben und eine Anlage zu bilden, welche Anfang und Ende nicht unterscheiden liess. Es genügt nicht, auf die Formlosigkeit hinzuweisen, welche den Deutschen aus ihrer heidnischen Zeit her anhaftete und durch ihre eifrigen, aber kaum erst begonnenen gelehrten Studien noch nicht aufgehoben sein konnte; es kam vielmehr auch ein positives Element, ein Wohlgefallen an dieser wunderlichen Anlage hinzu. Sehr deutlich zeigt sich dies an der Doppelkirche, welche auf dem Bauriss von St. Gallen zwischen dem Krankenhause und der Novizenschule angebracht ist. Die Aufgabe war, zwei kleine Kirchen zum gesonderten Gebrauche für jedes der beiden gedachten Institute so aneinander zu rücken, dass sie ohne zu viel Raum einzunehmen, beide ihrer ganzen Länge nach von einander trennten. Das konnte denn in mannigfacher Weise geschehen, und wenn der Urheber des Planes unter den vielen sich ihm darbietenden Anordnungen gerade die wählte, dass beide Kirchen zusammen wie eine längliche Basilika mit Apsiden in Osten und Westen erschienen, so war das seine Vorliebe für die Form, welcher er sogar das Opfer brachte, den Altar der einen beider Kirchen auf ihre Westseite zu verlegen. Diese Vorliebe aber erklärt sich vielleicht durch den Einfluss der Kirche von Aachen, deren sechzehneckiger Umgang dem Kreise schon sehr nahe kam. Hatte man an dieser Centralstelle künstlerischer Bildung sich für die Vorzüge des Rundbaues, für die Gleichheit der gegenüberstehenden Seiten erwärmt, so ist es begreiflich, dass dies auch auf die Basilikenform, welche man bei grossen Kirchen nicht aufgeben konnte, einwirkte. Das Resultat dieser Einwirkung war dann jene doppelchörige Anlage, die man in der That als eine Verbindung des Rundbaues mit dem Basilikentypus betrachten kann. Denn die beiden Nischen in Osten und Westen bilden, wenn man sie sich vereinigt denkt, ein Kuppelgebäude, dessen Bedeutung, auch wenn seine beiden Hälften durch das dazwischen gelegene Langhaus getrennt sind, noch sehr fühlbar ist. Der Plan von St. Gallen verräth uns, dass man die Einbusse, welche die Eingangsseite

von Besançon und von Verdun zu Deutschland gehörten. Die Annahme von Viollet-le-Duc (Diction. I. 209), dass die von Namatius in Clermont erbaute Kirche eine westliche Apsis gehabt habe, beruht auf einer irrigen Auslegung der Beschreibung bei Gregor von Tours. Diese beginnt mit der Altarnische (*in ante absidem rotundam habens*), spricht aber von keiner zweiten. Die im J. 675 erbaute Kirche zu Abbendon in England welche nach Bentham, *Historical remarks on the Saxon churches*, 3. Aufl. S. 53 „120 Fuss lang und am westlichen wie am östlichen Ende rund“ war, und die Kirche S. Piero in Grado bei Pisa, die bei einer Erweiterung eine westliche Apsis erhalten hatte, sind zufällige Ausnahmen, welche in beiden Ländern keine Wiederholung fanden.

durch diesen neuen Zusatz erlitt, wohl fühlte. Der Urheber desselben hat es versucht, den Vorhof und die Säulenhalle, welche in den Basiliken vor dem Eingange lagen, soviel wie möglich damit zu verbinden. Aber auch dabei beherrschte ihn der Gedanke des Centralbaues, er bildete sowohl die Säulenhalle, als den dieselbe umgebenden Hof als concentrische, die Apsis umrahmende Halbkreise, obgleich diese Anlage keinen sehr befriedigenden Eindruck geben konnte.

Will man dies einen byzantinischen Einfluss nennen¹⁾, so war es doch nur ein unbewusster, der nicht direct vom Orient her, sondern über Ravenna und Aachen nach Deutschland gelangte, und ohne Nachahmung anderer byzantinischer Formen nur zur Anwendung des Centralbaues auf den von Italien überlieferten Basilikentypus führte. Diese Verbindung war dann aber ein neuer, dem deutschen Geiste zusagender Gedanke, der nicht nur die Beibehaltung jenes westlichen Chors durch längere Zeit bewirkte, sondern auch, wie wir später sehen werden, noch weitere architektonische Ausbildung erhielt.

Auch ein anderer wichtiger Bestandtheil des späteren kirchlichen Bausystems gehört seiner Entstehung nach dieser Epoche an, obgleich Ort und Jahr derselben nicht genau nachzuweisen sind; ich meine die Kirchentürme. Die altchristlichen Basiliken hatten sie nicht und dem byzantinischen Style waren sie unbekannt. Erst gegen das Ende des 7. Jahrhunderts (675) und am Anfange des 8. (734) wird hin und wieder ein „Thürmchen“ (*turricula* oder *turriculum*) an Kirchen erwähnt, und zwar meistens mit einem Zusatze, aus dem hervorgeht, dass die Thürmchen die Glocken enthielten; ja es wird sogar ausgesprochen, dass dies kirchliche Sitte sei²⁾. Diese frühesten Beispiele gehören sämmtlich dem fränkischen Reiche an³⁾; in Italien fällt die früheste Erwähnung eines Glockenthurmes erst in das Jahr 770, wo Papst Stephan III. ihn der Peterskirche angebaut haben soll; und selbst diese Nachricht ist nicht völlig sicher⁴⁾. Auch

¹⁾ Wie dies von Viollet-le-Duc, Dict. I. 209, 210 in zu unbedingter Weise gesehen ist.

²⁾ Gesta abb. Fontanellensium (Pertz Scr. II. p. 284) . . . campanam in turricula ejusdem (basilicae) collocandum ut moris est ecclesiarum . . . facere praecepit. Einhartus de translatione b. Marcellini et Petri, lib. 3. c. 15 bei Surius, de probatis SSorum historiis, Col. Agr. 1579. Turricula quae signa basilicae continebat.

³⁾ Das Beispiel von 675, einem Nonnenkloster in Laon, das von 734 der Abtei Fontanella bei Rouen. Vgl. Unger, zur Geschichte der Kirchentürme in den Jahrb. des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande 1860, S. 21 ff.

⁴⁾ Sie findet sich nämlich nur in einer einzigen Handschrift des römischen Pontificalbuches (Anastasius) und ist daher verdächtig. Beschr. Roms II. Abth. 1. S. 64. Hübsch a. a. O. S. 34 glaubt einige Glockenthürme in Ravenna schon in das fünfte

die Erfindung der Glocken¹⁾ war dieser Zeit nicht lange vorhergegangen. Die Römer hatten sich wohl kleiner Schellen bedient, z. B. um die Zeit des Badens in den Thermen anzuzeigen, allein grössere, von hoher Stelle weithin schallende Glocken hatten sie nicht gekannt. Auch der altchristlichen Zeit waren sie fremd; die oft wiederholte Behauptung, dass sie schon von Paulinus von Nola († 393) erfunden seien, ist, wie jetzt anerkannt, irrig, ja selbst die freilich schon im 9. Jahrhundert von dem gelehrten Walafrid Strabo ausgesprochene Annahme, dass sie aus Italien stammten, eine zweifelhafte Folgerung aus dem italienischen Namen der Glocke: Campana. Vielmehr scheinen sie eher im Norden aufgekommen zu sein, wofür schon der Umstand spricht, dass das Wort: Glocke, das sich selbst in Frankreich bis auf unsere Tage erhalten hat, germanischen Ursprungs ist. Sehr frühe finden wir Glocken bei den Iren erwähnt; das im Jahre 565 gegründete irische Kloster auf der Hebrideninsel Jona scheint sogleich eine Glocke erhalten zu haben²⁾. Sicher ist, dass Gregor von Tours († 598) die Glocken und ihre Bestimmung, die Mönche zu den Horen zusammen zu rufen, als etwas Bekanntes voraussetzt³⁾. Am Anfange des 7. Jahrhunderts soll, freilich nach einer späten Nachricht, der Papst Sabinianus, (604—606) in Rom die Einrichtung getroffen haben, die Tageszeiten durch Glockenzeichen zu verkünden, und jedenfalls lässt der Name Campana, der nun noch innerhalb dieses Jahrhunderts auch bei nordischen Schriftstellern vorkommt, auf eine Verbesserung der Glocken durch italienische Technik oder durch die Anwendung des altberühmten campanischen Erzes (aes Campanum) schliessen. Es ist möglich, dass man bis dahin sich im Norden nur eiserner, aus zusammengenieteten Platten gebildeter Glöckchen bedient hatte, und erst durch die Italiener gegossene Glocken von Erz kennen lernte. Im 8. Jahrhundert wurde aber die Kunst des Glockengusses auch im fränkischen Reiche geübt. So schon 734 im Kloster Fontanella bei Rouen und demnächst in grösserem Maassstabe unter Karl dem Grossen, der sich die Verbreitung der Glocken sehr angelegen sein liess. Aber noch nach seinem Tode gab es geschmiedete Glocken

Jahrh. setzen zu können; allein die Gleichartigkeit der Backsteine mit denen der Kirchen, auf die er sich allein stützt, ist kein genügender Beweis.

¹⁾ Vgl. H. Otte, Glockenkunde, Leipzig 1858, und einen vortrefflichen Aufsatz eines Ungenannten in Grüneisen und Schnaase, christl. Kunstbl. 1866. S. 81 ff.

²⁾ Die Nachricht, dass ein kunstfertiger irischer Mönch, Dagaëus, 300 Glocken, 300 Bischofstäbe, 300 Evangelienbücher gefertigt habe, klingt zu mythisch, um ihr Beweiskraft beizulegen. Vgl. Wattenbach in v. Quast und Otte Zeitschrift für christl. Archäologie I. 22.

³⁾ Gregor Tur. Hist. Franc. III. 18: Signum ad matutinas motum est; im Leben des Nicetius von Lyon: Iussit signum ad vigiliis commovere.

der oben beschriebenen Art¹⁾ und selbst die bedeutendsten gegossenen Glocken, namentlich die am Aachener Münster, waren wie wir aus einer Erzählung über die Anfertigung derselben schliessen können, von geringer Grösse²⁾. Aber dennoch machte sich die dem nordischen Geiste zusagende Poesie des Glockengeläutes immer mehr geltend. Man begnügte sich nicht mehr mit einer Glocke; Karl liess für seine Schlosskirche zu Aachen zwei giessen und in grossen Klöstern besass man eine noch grössere Zahl, die man bei feierlichen Gelegenheiten alle ertönen liess³⁾. Schon Alcuin betrachtet die Glocke als einen Verkündiger der Kirche, und sagt, dass sie in der Leidenszeit Christi verstumme, weil auch die Predigt schweige⁴⁾. Auch wurde es schon damals üblich, den Glocken durch einen feierlichen Akt einen Namen beizulegen, so dass Karl der Grosse in einem Capitulare vom Jahre 789 sich bewogen fand, diese „Glockentaufe“ als einen Missbrauch zu untersagen.

Glocken von so geringem Umfange, wie diese, bedurften nicht gerade mächtiger Thürme; es genügte dazu ein dem Dache aufgesetztes Thürmchen. Wenn man aber aus anderen Gründen der Kirche oder dem Kloster einen kräftigen Thurm oder thurmartigen Bau anfügte, so verstand es sich von selbst, dass man diesen auch für die Glocken benutzte und so jenes Thürmchen ersparte. Solcher Gründe mochten sich aber mannigfache finden⁵⁾. Zunächst der der Vertheidigung. Zu allen Zeiten, wo man nicht durch die geordnete Wirksamkeit der Staatsgewalt gegen plötzliche Ueberfälle gesichert ist, hat man gesucht, in den Kirchen selbst oder in den dazu gehörigen Thürmen Zufluchtsstätten und Vertheidigungsmittel zu bereiten. Von den irischen Thürmen und von den Kirchen in Siebenbürgen⁶⁾

¹⁾ Ein solches Glöcklein, aus der Cäcilienkirche zu Köln stammend, wird im städtischen Museum daselbst bewahrt. Es mag schon aus der Zeit vor Karl herrühren, aber noch Walafrid Strabo, Abt zu Reichenau 842—849, (*De exord. & increment. rer. eccl.*) unterscheidet geschmiedete und gegossene (*productilia* und *fusilia*) Glocken und setzt beide als bestehend voraus. Otte, *Handbuch der Kunst Archäologie* 4. Aufl. S. 244.

²⁾ Otte a. a. O. mit Beziehung auf die Erzählung des Mönchs von St. Gallen, lib. I. c. 29, Pertz *Scr.* II. 744. Jaffé a. a. p. 660.

³⁾ Schon bei dem Tode des Abts Sturm in Fulda († 779) wurden „*omnes gloggae*“ geläutet. *Christl. Kunstbl.* a. a. O. S. 107.

⁴⁾ Unger a. a. O. S. 61.

⁵⁾ Klein (die Kirche zu Grossenlinden bei Giessen, 1857) und besonders W. Weingärtner (*System des christl. Thurmbaues*, 1860) haben sich bemüht, die Thürme als Träger einer uralten, auf das Christenthum übergegangenen Symbolik, eines Licht- und Grabcultus nachzuweisen. Die künstliche Hypothese, die schon an dem ganz profanen Gebrauche des Thurms in der griechisch-römischen Architektur scheitert, ist überdies in dem oben angeführten Aufsätze von Unger gründlich und für immer widerlegt.

⁶⁾ Von den irischen Thürmen wird im nächsten Bande die Rede sein; über

ist dies anerkannt, und auch in Frankreich finden sich zahlreiche kirchliche Bauten, bei denen diese Absicht nicht zu verkennen ist, und unter denen, obgleich die Mehrzahl jünger, sich auch einige aus karolingischer Zeit befinden¹⁾. Auch in Karls weitem Reiche und besonders unter der Regierung seiner Nachfolger war, besonders bei der einsamen Lage vieler Klöster, eine solche Vorsicht keineswegs überflüssig. Wenn auch nicht eines Vertheidigungsthurmes bedurfte man doch einer hochgelegenen Warte, um das Herannahen von Feinden oder Freunden von Ferne zu beobachten und zeitige Vorkehrungen zu treffen. Es war damit ein Zweck gegeben, der sich mit dem der Glockenstube naturgemäss verband. Ein ausdrückliches Zeugniß dafür bietet uns der Bauriss von St. Gallen, auf welchem in einem der beiden runden Thürme vor dem Eingange zur Kirche die Worte eingeschrieben sind: Aufgang um das Ganze zu überschauen (*Ascensus per cocleam ad universa superinspicienda*). Diese Worte schliessen sich der in die kreisförmige Peripherie des Thurmes eingezeichneten Spirallinie an; sie haben daher zunächst nur die Bedeutung, diese Linie als die Wendeltreppe zu bezeichnen, nicht die, alle Zwecke, zu denen der Thurm dienen konnte, zu erschöpfen. Aber sie nennen bei dieser Gelegenheit doch einen dieser Zwecke und verdienen daher nähere Beachtung. Dass dabei an eine bauliche, wirthschaftliche Besichtigung der Gebäude gedacht sei, etwa der Dächer behufs ihrer Instandhaltung, ist sehr unwahrscheinlich; dazu waren diese alleinstehenden, selbst von den nächsten Theilen des Kirchendaches entfernten Thürme nicht geeignet. Sie gestatteten nur eine allgemeine Uebersicht der ganzen, weiten Anlage und der Umgegend, und jene Worte sollen daher nichts andeuten, als den Zweck einer Warte. Zu diesem Zwecke aber hätte ein einziger Thurm vollständig genügt, und es ist nicht denkbar, dass man bloss der Symmetrie halber die grossen Kosten eines zweiten Thurmes angewendet haben würde. Die Anlage zweier Thürme und ihre Stellung vor der Kirche zu beiden Seiten der Mündung des einzigen Weges, der zwischen den Wirthschaftsgebäuden hindurch in das Kloster führte, lässt daher nicht zweifeln, dass auch hier an Vertheidigung gedacht war, was der Urheber des Planes als etwas, das sich von selbst verstand, ebenso wenig bemerken zu müssen glaubte, als die Anbringung der Glocken, die ohne Zweifel auch in diesen Thürmen stattfand.

Dazu kam dann aber wohl schon um diese Zeit noch ein Anderes. Der Begriff, dass der Thurm ein nothwendiger, oder doch natürlicher Bestandtheil jeder Kirche sei, hatte sich ohne Zweifel noch nicht gebildet,

Siebenbürgen s. Mith. d. k. k. Central-Comm. III. 259 und Gesch. d. bild. Künst 1. Aufl. VII, 680.

¹⁾ Viollet-le-Duc, Dict. s. v. clocher, III. 288.

wohl aber musste es für vornehmere Kirchen und grössere Klöster bald zur Ehrensache werden, dass ihnen ein so hervorragendes Zeichen ihrer Macht und Bedeutung, ein in vielen unvorhergesehenen Fällen nützlicher Bau nicht fehle. Karls Münster zu Aachen hatte zwar keinen hohen Thurmbau aber die Eingangshalle im Westen war von zwei Treppenthürmchen flankirt, welche zunächst auf die Empore, dann aber über diese hinaus in eine, zwar später veränderte, aber gewiss schon ursprünglich angelegte Glockenstube führten, und hatte dadurch ein thurmartiges Ansehen. An dem Dom zu Köln wurden zu beiden Seiten der westlichen Apsis zwei Rundthürme angebracht, welche nicht wie der Dom selbst von Stein, sondern von Holz waren, und daher schwerlich zur Vertheidigung, sondern nur als Warte und zur Zierde dienen konnten. Auch finden wir, dass Ansigis als Abt von Fontanelle (823—835) den dort befindlichen Thurm durch einen Pyramidalaufsatz erhöhte, was nur die Absicht gehabt haben kann, ihn stattlicher zu machen.

Dass man den Thürmen schon eine kirchliche Bedeutung beilegte, ergibt sich daraus, dass sie häufig oben einen Altar enthielten, der vorzugsweise den Erzengeln geweiht war, offenbar vermöge einer Gedankenverbindung theils zwischen dieser höchsten, weit über dem Boden erhobenen Stelle des Kirchengebäudes und der überirdischen Natur der Engel, theils zwischen der Bedeutung des Thurmes als Warte und dem Wächteramte dieser Führer der himmlischen Heerschaaren¹⁾. Die architektonische Form des Glockenthurmes stand noch nicht fest, indessen scheint es, dass die Rundform, die wir in St. Gallen und Köln finden, die beliebteste war²⁾. Von einer organischen Verbindung der Thürme mit dem Kirchenbau war noch keine Rede, indessen stellte man sie in Deutschland doch nicht, wie es in Italien geschah, vereinzelt, sondern symmetrisch und mit einer Be-

¹⁾ In Fontanelle stand der Glockenthurm auf einer kleinen, dem h. Michael gewidmeten Basilika. Auf dem Baurisse von St. Gallen ist vermerkt, dass oben (in summitate) auf dem einen Thurm ein Altar [des h. Michael, auf dem anderen des h. Gabriel sei. Im Kloster Centula (St. Riquier) waren in dem thurmartigen Vorbau sogar die drei Erzengel, Michael, Gabriel und Raphael mit Altären bedacht. Auch der Thurmbau, in welchem der Abt Witigowo in Reichenau im Jahre 991 die Glocken aufhing, war dem h. Michael geweiht (Purchardi, Gesta Witigowonis bei Pertz. Mon. VI. p. 630) und in St. Germain-des-Prés bei Paris wird ein Altar b. Michaelis „in magna turri“ bei Gelegenheit eines daran gefeierten Festes erwähnt. S. das Werk des D. Bouillart über dieses Kloster, Pièces justificatifs. p. 167.

²⁾ In Centula waren nach einer alten Zeichnung runde Glockenthürme, möglicherweise noch die, welche Angilbert im J. 799 errichtet hatte. Alb. Lenoir Arch. monast. I. p. 27. Auch sonst haben die ältesten Thürme, in Deutschland an den Domen zu Mainz, Worms und Merseburg, in Italien in Ravenna und an S. Lorenzo in Verona, die runde Form.

ziehung auf die Westseite der Kirche neben derselben auf, wie wir dies von St. Gallen und von dem Dome zu Köln wissen ¹⁾).

Wir sehen daher in mehr als einer Beziehung neue Elemente und Motive aufkommen, aber sie sind überall noch vereinzelt und lassen noch nicht einmal die Anfänge eines neuen Systems erkennen. Dies war nicht bloss in den östlichen Gegenden des karolingischen Reiches, über die wir in dieser Zeit besser unterrichtet sind, sondern ebenso in den westlichen und südlichen Provinzen der Fall, obgleich dieselben den Vorzug einer grösseren, ererbten Cultur hatten. Vielmehr bildete sich hier noch weniger wie dort eine geistige Uebereinstimmung, aus der allein eine Gleichheit des künstlerischen Ausdruckes hervorgehen konnte. Die klimatische Verschiedenheit der Provinzen, die Einflüsse, welche diese von den Küsten der sie begrenzenden Meere erhielten, die ungleiche Zusammensetzung der Bevölkerung brachten hier noch grössere Abweichungen hervor. Die Zerrüttung des Landes unter der kraftlosen Herrschaft der späteren Karolinger und bei den Verwüstungen der Normannen hemmten die Mittheilung in noch höherem Grade, und der Zufall der Erhaltung antiker Vorbilder in einigen, roher Versuche in anderen Gegenden erzeugte in den verschiedenen Districten sehr abweichende Formen, die dann herkömmlich wurden. Bedeutende neue Bauten, welche eine Epoche in der Geschichte bilden könnten, sind hier nicht aufzuweisen. Im Ganzen herrschte der Basilikentypus vor, indessen fanden in gewissen Diöcesen auch byzantinische Formen Eingang. Wir erkennen diesen Zustand erst in der folgenden Periode, wo bei grösserer Bauthätigkeit diese verschiedenen Localschulen sich mehr ausbilden, und müssen uns daher vorbehalten, später darauf zurückzukommen.

Die architektonischen Erscheinungen auf deutschem Boden geben ein mehr einheitliches, klareres Bild. Auch hier traten, nachdem Karl's scharfblickendes Auge sich geschlossen, wilde, unruhige Tage ein, wilder vielleicht als dort, weil die ursprüngliche Rohheit noch weniger gebrochen war. Aber die vereinzelt, klösterlichen Bildungsstätten, die wie Inseln aus den stürmisch bewegten Wellen hervorragten, blieben in innerem Verkehr,

¹⁾ Einige Verse des Venantius Fortunatus (Opp. lib. 3. c. 7), in welchen er die Kirche zu Nismes besingt, erwecken auf den ersten Blick die Vorstellung einer von mächtigen Thürmen (propugnacula) flankirten Façade, und sind in diesem Sinne nicht bloss von Klein und Weingärtner in ihren oben erwähnten Schriften, sondern auch von englischen Schriftstellern, welche dieselben Verse mit geringen Veränderungen auf den vom König Ina im J. 708 erbauten Dom von Glastonbury angewendet fanden, gedeutet. Unger a. a. O. S. 26 hat indessen unwiderlegbar nachgewiesen, dass die Verse nicht von Thürmen, sondern von den Reliquien der Apostel Petrus und Paulus sprechen, welche poetisch als Bollwerke und Warthürme des Glaubens dargestellt werden.

schöpften aus denselben Quellen, hatten ein gemeinschaftliches Streben. Es ist merkwürdig, dass sich germanische Traditionen in ihren baulichen Leistungen fast gar nicht geltend machen, nicht einmal in dem geringen Maasse, wie es an dem Grabmale Theoderichs unter einer ganz romanischen Bevölkerung geschehen war. Gerade das beförderte jene Gleichförmigkeit. Locale Verschiedenheiten, die Eigenthümlichkeiten der deutschen Stämme hatten keinen Einfluss auf die neuen Schöpfungen; das ganze wissenschaftliche und künstlerische, d. h. klösterliche Deutschland stand sich gleich; Alle sind wenigstens in dieser baulichen wie in manchen anderen Beziehungen nichts anderes als Schüler der von der Kirche gebrachten römischen Lehre. Und sie verfahren dabei mit einer einfachen, logischen Consequenz, beginnen zunächst mit dem Allgemeinen; die Anordnung der Gebäude, die Symmetrie der Theile, der mathematische Grundgedanke beschäftigen sie vorzugsweise. Das Technische, die statische Festigkeit, die Rücksichten der Bequemlichkeit und Sicherheit werden zwar nicht vernachlässigt, aber sie haben daneben eine Vorliebe für künstliche Formen, welche den Scharfsinn reizen und zugleich das fromme Spiel symbolischer Deutung begünstigen. In allem diesem schliessen sie sich an antike Vorbilder an, aber doch mit geistiger Freiheit und mit frischem Blicke, nicht ohne das Verdienst scharfsinniger, neuer Erfindung. Anders verhält es sich mit den Details; was dort als Einfachheit und Consequenz anspricht, erscheint hier fast als Rohheit und Geistlosigkeit. Alle die feinen Einzelheiten, in welchen das individuelle Gefühl des Baukünstlers sich äussert, sind stumpf oder nachlässig ausgeführt, die Profile auf das Nothdürftigste reducirt, schwunglos und schwer oder in schematisch lebloser Nachahmung antiker Motive; Fenster und Thüren ohne alle feinere Gliederung, die Arcaden mit geradliniger Leibung. Von jenem Reichthume plastischer Formen, den die spätere römische Architektur verschwendete, von Palmetten, Eier- und Perlstäben, und wie diese Ornamente sonst heissen mögen, ist hin und wieder ein sparsamer, gleichgültiger Gebrauch gemacht. Ionische und korinthische Kapitäle, Canneluren und Basen der Säulen sind zwar beständig nachgeahmt, aber mit Missverständnissen oder stumpfer Behandlung. Selbst das Akanthusblatt des korinthischen Kapitäls ist nicht viel mehr als skizzirt. Dabei wird dann aber andererseits der Schmuck wieder zwecklos und überflüssig verwendet, wie jene Säulenstellungen in den oberen Arcaden des Aachener Münsters oder wie die korinthischen Pilaster an der Aussenseite der Kuppel. Im Allgemeinen giebt uns auch hier die Architektur ein Bild der Zeit. Es sind die Anfänge einer höheren Bildung, die aber nicht auf diesem Boden gewachsen, sondern von Aussen her überliefert sind. Der Verstand ist bereits in gewissem Grade gereift und eignet sich die neuen Begriffe und Vorschriften an, das Gefühl ist aber

noch nicht soweit durchbildet, um sich in den feineren Details zu bethätigen, und die zurückgedrängte nationale Auffassung setzt dem Neuen einen bald trägen bald wilden und trotzigem Widerstand entgegen.

Drittes Kapitel.

Plastik und Malerei im Karolingischen Zeitalter.

Erster Abschnitt.

Italien.

Von einem eigenen bildnerischen Style, den die Germanen bei ihrer Ansiedelung in den römischen Provinzen mitgebracht hätten, kann noch weniger die Rede sein, als von eigener Architektur. Zwar spricht schon Tacitus von den Thierbildern, welche sie aus den heiligen Hainen in die Schlacht führten, und später scheinen die von römischer Sitte berührten deutschen Stämme sogar wirkliche Götzenbilder gehabt zu haben. Von dem Gothenkönig Athanarich († 382) wird berichtet, dass er das Holzbild eines gothischen Gottes an die Häuser seiner des Christenthums verdächtigen Unterthanen fahren lassen, um sie, wenn sie Verehrung und Opfer weigerten, zu bestrafen. In den Lebensbeschreibungen der Bekehrer des 5. und 6. Jahrhunderts ist häufig auch von Bildsäulen der Götter in den Tempeln der heidnischen Deutschen, sogar von ehernen und vergoldeten, ein Mal auch von Votivbildern geheilter Gliedmaassen die Rede¹⁾. Bei diesen Votivbildern ist es ausdrücklich bemerkt, dass sie in Holz geschnitzt waren; dasselbe wird ohne Zweifel auch bei den älteren Thiergestalten und bei den Götterbildern der Fall gewesen sein, wenn diese nicht gar, wie noch die von Karl dem Grossen umgestürzte Irmensäule bloss in einem den Gott symbolisch repräsentirenden Holzblocke bestanden. Oft mögen sie auch römische Arbeit, die durch Kauf oder als Beute in die Hände der Deutschen gekommen war, und in seltenen Fällen rohe Nachahmungen solcher schon entarteten römischen Plastik gewesen sein. Wie wenig die Bedingungen höherer Bildnerie vorhanden waren, beweisen

¹⁾ Jac. Grimm, deutsche Mythologie. 1. Aufl. S. 52, 78, 81. Gregor. Tur. de vita Patrum c. 6. Membra secundum quod unumquemque dolor adtigisset, sculpebat in ligno.